

Lesebuch für die deutschen evangel. Kirchen-Schulen in den Kolonien des Saratowschen und Samaraschen Gouvernements

Dorpat : [s.n.]
1868

University Library of Tartu: Est.A-16485

EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find:* Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images:* Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html>
- Terms and Conditions in Estonian: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html>

More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.

More information is available at <http://books2ebooks.eu>

Lesebuch

für die

deutschen evangel. Kirchen-Schulen

in den Kolonien

des Saratowschen und Samaraschen Gouvernements.

Dorpat.

Druck von C. Mattiesen.

1868.

Von der Censur gestattet. Dorpat, den 22. Juli 1867. Nr. 88.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Theil. Allgemeine Gesefstücke.

A. Sittlich-religiösen Inhalts.

1. Gott Vater. (Münsterb. Les.)
2. Glockenklang. (ebendas.)
3. Haltet Gottes Gaben in Ehren. (ebendas.)
4. Der dankbare Sohn. (ebendas.)
5. Feindesliebe. (ebendas.)
6. Drei Erzählungen v. Luther. (ebendas.)
7. Ein Brief Luthers an seinen kleinen Sohn Hans. (ebendas.)
8. Das Hämmerlein. (ebendas.)
9. Die Stimme des Gewissens. (ebendas.)
10. Der Herr ist König. (ebendas.)
11. Die Bettlerin. (ebendas.)
12. Die sonderbare Mauer. (ebendas.)
13. Die im Schnee begrabenen Kinder. (ebendas.)
14. Engelwacht. (ebendas.)
15. Von den Engeln. (ebendas.)
16. Des Kindes Engel. (ebendas.)
17. Abendgebet eines Kindes. (Les. von Lüben und Nacke.)
18. Das betende Kind. (ebendas.)
19. Die sieben Kindlein. (ebendas.)
20. Luther beim Tode seines Töchterleins. (Münsterb. Les.)
21. Die Kirche. (ebendas.)
22. Der Sonntag. (ebendas.)
23. Das Christuskind. (ebendas.)
24. Weihnachtsgruß. (ebendas.)
25. Die drei großen christlichen Feste. (Theels Les.)
26. Beispiel unserer Voreltern. (Münstb. Les.)
27. Der kleine Schiffsjunge. (ebendas.)
28. Gespräch eines Königs mit einem Bauern. (ebendas.)
29. Der Negerohn. (ebendas.)
30. Die fromme Magd. (ebendas.)
31. Nachfolge Christi. (ebendas.)
32. Thierquälerei. (Würtemb. Les.)
33. Gegen die Trunksucht. (Münsterb. Les.)
34. Ein Mal ist kein Mal. (ebendas.)
35. Ein Greis zeigt einem Rittmeister sein eigenes Feld. (ebendas.)
36. Ich nehme nichts und gebe auch nichts. (ebendas.)
37. Was Dr. Martin Luther über das Betteln sagt. (ebendas.)
38. Gott lebt noch. (ebendas.)
39. Vom Gebet. (ebendas.)
40. Das Vater unser. (ebendas.)
41. Geschichten zu geistlichen Liedern. (Münsterb. Les.)
42. Sprüchwörter zu den zehn Geboten. (ebendas.)

B. Vermischten Inhalts aus dem Natur- und Menschen-Leben.

43. Ein frohes Herz, gesundes Blut ist besser als viel Geld und Gut. (Münsterb. Les.)
44. Drei Paar und Einer. (Les. v. Lüben und Nacke.)
45. Die Finger. (ebendas.)
46. Der Sonnenaufgang. (ebendas.)
47. Der Himmel. (ebendas.)
48. Die schönsten Schäfchen. (Münsterb. Les.)
49. Der Lenz ist gekommen. (ebendas.)
50. Dwie ist die Welt schön. (Münstb. Les.)
51. Das Weilchen. (Les. v. Lüben und Nacke.)
52. Wir pflügen und wir streuen. (Münsterb. Les.)
53. Beim Ausäen des Samens. (ebendas.)
54. Ackerbau ein göttliches Werk. (ebendas.)
55. Die Blumen. (Les. v. Lüben und Nacke.)
56. Der Kirschbaum. (Münsterb. Les.)
57. Der Weltverbesserer. (ebendas.)
58. Die Lerche. (ebendas.)
59. Der Staar. (Les. v. Lüben u. Nacke.)
60. Das Schaaf. (Münsterb. Les.)
61. Zum Geburtstage der Mutter. (ebds.)
62. Vögeln singen, Blumen blühen. (Theels Les.)

63. Des Knaben Berglied. (Les. v. Lüben u. Nacke.)
64. Abendläuten. (Münsterb. Les.)
65. Einkehr. (Münsterb. Les.)
66. Geh' aus mein Herz und suche Freud' ic. (Paul Gerhard.)
67. Der gute Reiche. (Theels Les.)
68. Knabe und Schmetterling. (Les. v. Lüben und Nacke.)
69. Knabe und Nest. (ebendas.)
70. Die grüne Stadt. (ebendas.)
71. Ich geh' durch einen gras-grünen Wald. (Theels Les.)
72. Waldblied. (Les. v. Lüben u. Nacke.)
73. Es regnet. (ebendas.)
74. Räthsel. (Münsterb. Les.)
75. Wachtellied. (Les. v. Lüben u. Nacke.)
76. Untreue. (Münsterb. Les.)
77. Das treue Fischlein. (Les. v. Lüben u. Nacke.)
78. Das blinde Kof. (ebendas.)
79. Rahe und Schwalbe. (ebendas.)
80. Heldenmuth. (ebendas.)
81. Schifferlied. (Münsterb. Les.)
82. Der gute Kamerad. (ebendas.)
83. Das Aehrenlied. (ebendas.)
84. Die Kornähren. (ebendas.)
85. Die Aehrenleserin. (Münsterb. Les.)
86. Ameise und Grille. (ebendas.)
87. Hausinschriften. (Nach dem Volksblatt für Stadt und Land.)
88. Bessere, weil es Zeit ist. (ebendas.)
89. Die Spinne. (Münsterb. Les.)
90. Der Wanderer in der Sägemühle. (ebendas.)
91. Kleine Räthsel. (Les. v. Lüben u. Nacke.)
92. Der dankbare Löwe. (Münsterb. Les.)
93. Der Böglein Abschied. (Les. von Lüben und Nacke.)
94. Das entblätterte Bäumchen. (ebds.)
95. Der Spielmann in der Wolfsgrube. (ebendas.)
96. Der treue Hund. (ebendas.)
97. Wächterlied. (Münsterb. Les.)
98. Das Rothkehlchen. (Les. v. Lüben u. Nacke.)
99. Das Büblein auf dem Eis. (ebendas.)
100. Der Hase. (Münsterb. Les.)
101. Gottes Lob im Winter. (ebendas.)
102. Monat, Jahr und Jahreszeiten. (ebendas.)
103. Neujahrswunsch den Eltern. (ebds.)
104. Denkprüche. (ebendas.)
105. Sprüchwörter. (Les. v. Lüben und Nacke.)
106. Frau, schau, wem. (Würtemb. Les.)
107. Etwas von der Einrichtung des Staates. (Nach dem Münst. Les.)
108. Der Hausstand ist die Grundlage des Staates. (Würtemb. Les.)
109. Der reichste Fürst. (Münsterb. Les.)
110. Gott sei des Herrschers Schutz.
111. Die Auferstehung. (Les. v. Theel.)
112. Geduld. (ebendas.)
113. Eintracht. (ebendas.)

Erster Theil.

I. Theil.

Allgemeine Lesestücke.

A. Sittlich-religiösen Inhalts.

1. Gott Vater.

Aus dem Himmel ferne,
Wo die Englein sind,
Schaut doch Gott so gerne
Her auf jedes Kind;

Giebt mit Vaterhänden
Ihm sein täglich Brot,
Hilft an allen Enden
Ihm aus Angst und Noth;

Höret seine Bitte
Treu bei Tag und Nacht,
Nimmts bei jedem Schritte
Väterlich in Acht;

Sagt's den Kindern allen,
Daß ein Vater ist,
Dem sie wohlgefallen,
Der sie nie vergißt.

2. Glockenklang.

O Glockenklang, wie lieb' ich
dich!
Wie tönest du so feierlich!

O Glockenklang, so voll und
rein,
Du ladest mich zum Beten ein.

Du rufest Alle nah' und fern;
Auch ich folg' deinem Rufe gern!

Gott hört auch, wenn im Käm-
merlein!

Ich zu ihm bete ganz allein!

Zum Himmel dringt der Glocken-
klang

Und frommer Menschen Lobgesang.

Wenn Glockenklang zum Himmel
dringt

Sed' frommes Menschenherz erklingt!

O schalle weit, o halle lang
Durch alle Welt, du Glockenklang.

Glockenton, du ernster Klang,
Schallst das ganze Thal entlang,
Rufest Allen nah' und fern:
Hört, heut' ist der Tag des Herrn,
Ehrt ihn, kommt zur Kirche gern!
Glockenton, wie lieb' ich dich,
Treu' auf deine Stimme mich!

3. Haltet Gottes Gaben in Ehren.

Kinder, höret, was eine alte, fromme Sage erzählt: Es ist ein besonderer Engel gesetzt, der Acht hat auf die, so das Brot muthwillig oder leichtsinnig auf die Erde fallen lassen, daß es mit Füßen getreten wird; wer so thut, den bringt der Engel in Armuth. — Verstanden? Darum scheuet den Engel und achtet des Brotes, und des Wortes, das da spricht: „Verderbet es nicht, denn es ist Segen darin!“ Wer also thut, dem fehlt es nicht an Brot; denn des „Gerechten Samen läffet der Herr nicht nach Brot gehen.“ Und wenn er's thäte, so ist's besser, mit Lazarus Brot, als mit dem Reichen in der Hölle Wasser betteln!

4. Der dankbare Sohn.

Als Martin, ein armer Knabe, zehn Jahre alt war, ging er zu einem Bauer und hielt um Arbeit an, damit er sich etwas verdienen könnte.

Ja, sagte der Bauer, ich will dich zum Viehhüter annehmen und dir zu essen und für den Sommer noch ein paar Thaler Lohn geben, wenn du fleissig und arbeitsam bist.

Ich will recht fleissig sein, sagte Martin, aber ich bitte euch, gebt mir gleich jeden Sonnabend, was ich verdient habe. Ich habe zu Hause einen armen alten Vater, dem möchte ich gern alle Woche meinen Lohn geben.

Der Bauer hatte Wohlgefallen an dieser kindlichen Liebe, und willigte gern ein, ja er vermehrte noch den Lohn des armen Knaben.

Und Martin trug jeden Sonnabend seinen Lohn und was er noch an Brot an seinem eigenen Munde ersparen konnte, freudig nach Hause.

Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiss nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist. Was kannst du ihnen dafür thun, das sie an dir gethan haben?

5. Feindesliebe.

Ein Negerklave in Ostindien hatte sich durch sein christliches Betragen das Zutrauen seines Herrn erworben. Als dieser einst neue Sklaven brauchte, nahm er ihn mit auf den Sklavenmarkt, und befahl ihm, solche auszusuchen, die er für die besten hielt.

Der Sklave hatte sie ausgesucht; da sah er noch einen alten, abgelebten Mann. „Massa (Herr),“ sagte er, „den müßt ihr noch in den Kauf haben!“ — „Warum?“ fragte der Herr. — „O Massa,“ antwortete der Neger, „ihr müßt ihn haben!“ Der Sklavenhändler willigte endlich ein. Nicht lange nachher, nachdem der arme, alte Mann seinem neuen Herrn gehörte, wurde er sehr krank. Der fromme Neger pflegte

ihn und bezeugte ihm eine solche kindliche Aufmerksamkeit, daß diese seinem Herrn unmöglich entgehen konnte.

„Was hast du mit dem alten Manne,“ fragte sein Herr, „du bist so zärtlich besorgt für ihn; ist er vielleicht dein Vater?“ — „Nein, Massa,“ sagte der Sklave, „er ist mein Vater nicht.“ — „Oder einer deiner Anverwandten?“ — „Nein, Massa, er ist kein Anverwandter von mir.“ — „Wer denn, dein Freund?“ — „Nein Massa, er ist auch nicht mein Freund.“ — „Und was denn?“, fragte der Herr. — „Er ist mein Feind, Massa! — Dieser Mann hat mich, als ich ein kleines Kind war, meinem Vater und meiner Mutter entrissen und in die Sklaverei verkauft! Und im Worte Gottes hab' ich gelesen: So deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn.“

6. Drei Erzählungen von Luther.

a) Wie wohlthätig Luther war.

Doctor Martin Luther war Lehrer an der hohen Schule zu Wittenberg. Da kam zu ihm ein armer Student, der nach Hause reisen wollte und kein Geld hatte. Er bat Luther um eine Gabe. Weil der fromme Mann aber so wohlthätig war, hatte er oft selbst kein Geld. Und das war denn diesmal auch so. Da wurde er sehr betrübt, dass er nichts zu geben hatte. Wie er so traurig in der Stube umher sah, erheiterte sich plötzlich sein Blick. Er sah den schönen, vergoldeten Becher von Silber, den er von seinem Kurfürsten zum Geschenk erhalten hatte, lief herzu, fasste das Kleinod, und reichte es dem erstaunten Studenten. „Ich brauche keinen silbernen Becher,“ sprach er. „Da, nimm ihn, trag ihn zum Goldschmied, und was du dafür lösest, das behalte.“

b) Ein fröhlicher Geber.

Ein um des Glaubens willen Vertriebener sprach Dr. Luther um eine Gabe an. Da dieser selbst nur noch einen Joachimsthaler in der Kasse hatte, den er lange aufgespart, rief er fröhlich nach kurzem Bedenken: „Joachim heraus, der Heiland ist da!“

c) Was für ein frommer Vater Luther war.

Luther war ein liebherziger Vater seiner Kinder. Wie er einmal sehr krank war, brachte ihm die Muhme sein kleines, erstgebornes Söhnchen, sein Hänschen, an's Krankenbett. Das Kind lächelte den kranken Vater an und streckte die Aermchen nach ihm aus. Da wurde der Vater traurig, aber doch auch fröhlich in seinem Geiste, segnete das Kindlein und sprach: „Gehe hin und sei (bis) fromm! Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott, der dich nicht verlassen wird. Bis fromm! Da helfe Dir Gott zu, Amen.“

Luther war aber auch ein strenger Vater und erzog seine Kinder in der Zucht des Herrn. Sein zwölfjähriger Sohn hatte

ein Unrecht begangen. Da liess ihn der Vater drei Tage lang nicht vor sich, bis er sich demüthigte und Abbitte that. Als die Mutter und einige Hausfreunde für den Sohn baten, sprach Luther ernst: „Ich wollt' lieber einen todten, denn einen ungezogenen Sohn haben!“

7. Ein Brief Luthers an seinen kleinen Sohn Hans.

Gnad' und Friede in Christo, mein liebes Söhnchen!

Ich sehe gerne, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu' also, mein Söhnchen, und fahre fort; wenn ich komme, so will ich dir einen schönen Fahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Rößlein an, lesen schöne Aepfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling, Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne, kleine Pferdlein mit güldenen Bäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, dess' der Garten ist, wess' die Kinder wären. Da sprach er: Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänzchen Luther, möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Just, seine Brüder, auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen, und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Spielen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine, silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich das Spielen nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Söhnlein Hänzchen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in den Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin, und schreibe ihm also.

Darum liebes Söhnlein Hänzchen, lerne und bete ja getrost, und sage Lippus und Justen, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiermit bist du dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhme Lene, und gieb ihr einen Kuß von meinethwegen.

Dein Vater

Anno 1500.

Martinus Luther.

8. Das Hämmerlein.

Ich weiß ein kleines Hämmerlein
In einem dunklen Kämmerlein,

Das pocht und klopft Tag und Nacht,
Ob Einer schläft, ob Einer wacht.

Doch stärker klopft's das eine Mal
Und schwächer dann das andre Mal.
Nun höre wohl, was ich dir sag',
Und merk' auch auf des Hammers Schlag:

Sag' ich: „Komm' her, o liebes Kind!
O komm', o komme doch geschwind
Und sieh', was dir in dieser Nacht
Das Christkind Schönes hat gebracht!“

Da pocht im dunkeln Kämmerlein
Gar leicht und froh das Hämmerlein,
Im Takte pocht es, daß dein Fuß
Dazu vor Freuden hüpfen muß.

Wohl dir, wenn reine Freud' allein
Dir pochen macht das Hämmerlein,
Doch wehe, wenn du Böses thust
Und da den Hammer spüren mußt.

Da pocht's und pocht's und klopft so lang',
Und macht dir Angst und macht dir bang',
Bis du zu Vater und Mutter gehst
Und reuig deine Schuld gestehst.

Und ist dir deine Schuld verzieh'n,
Geht wieder stiller her und hin,
Dem Uhrwerk gleich, das Hämmerlein
Da drinnen in dem Kämmerlein.

9. Die Stimme des Gewissens.

Ein reicher Mann, Namens Pohl, der mehrere Häuser besass, befahl seinen Dienern, aus einem derselben eine arme Wittve sammt ihren Kindern zu vertreiben, weil sie die jährliche Miethe nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener nun kamen, sprach die Wittve: „Ach, verziehet ein wenig; vielleicht, dass euer Herr sich unsrer erbarme; ich will zu ihm gehen und ihn bitten.“ Darauf ging die Frau mit vier Kindern zu dem reichen Manne; das eine aber blieb zu Hause, denn es war sehr krank. Alle flehten inbrünstig, sie nicht zu verstossen, und selbst das kleinste rief: Bitte, bitte! — Pohl aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, dass ihr eure Schuld sogleich bezahlet.“ „Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, die Pflege des kranken Kindes hat all' meinen Verdienst verzehret und meine Arbeit gehindert.“ Und die Kinder flehten mit der Mutter, sie nicht zu verstossen.

Aber Pohl wendete sich weg von ihnen und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf das Polster zu ruhen, wie er pflegte.

Es war aber ein schwüler Tag und dicht am Gartensaale floss ein Strom, der verbreitete Kühlung und es war eine Stille, dass kein Lüftchen sich regte. Da hörte Pohl das Gelispel des Schilfs am Ufer, aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Wittwe; und er ward unruhig auf seinem Polster. Darnach horchte er auf das Rauschen des Stromes, und es däuchte ihm, als ruhte er am Gestade eines öden grossen Meeres, und er wälzte sich auf seinem Pfühle. — Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähme er die Stimme des göttlichen Gerichts.

Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause, und gebot seinen Knechten, die arme Wittwe wieder ins Haus zurück zu führen. Aber sie war sammt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgends zu finden. Unterdess stieg das Gewitter herauf, und es donnerte und fiel ein gewaltiger Regen. Pohl aber war voll Unmuth und hatte keine Ruhe, wo er auch ging und wo er auch sass. Am andern Tage vernahm er, das kranke Kind sei im Walde gestorben und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten sammt dem Saal und dem Polster zuwider, und er genoss nicht mehr die Kühlung des rauschenden Stromes. Bald darnach fiel er in eine Krankheit, und in der Hitze des Fiebers vernahm er immer des Schilfes Gelispel, und den rauschenden Strom, und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. — Böses Gewissen, böser Gast, weder Ruhe, weder Rast.

10. Der Herr ist König.

Der Landgraf Philipp von Hessen ritt einst über Feld, saß stattlich zu Pferd mit Schwert und Panzer, und hinter ihm ritten seine Begleiter. Da zog ein Gewitter am Himmel auf, und als die Reiter an einen Wald kamen, da schlug der Blitz vor dem Landgrafen krachend in eine Eiche und zerschmetterte sie. Das Ross des Landgrafen sank erschrocken in die Knie, und der Landgraf fiel zu Boden. Da sprengten die Diener heran: „Ach, ihr seit doch nicht beschädigt, gnädiger Herr? Ihr habt doch kein Unglück erlitten, gnädigster Herr?“ — Aber der fromme Landgraf stand auf, deutete mit der Hand gen Himmel und sprach: „Was nennt ihr mich Herr? Der da oben donnert, der ist Herr! und er ging im Wetter gnädig an mir vorüber.“

11. Die Bettlerin.

Zur Zeit der Theurung ging eine unbekannte Bettlerin, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe umher und flehte um Almosen.

Bei einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bei andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein ar-

mer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes, grosses Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloss zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen und eine grosse Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmelttes Brot, ein paar Erdäpfel oder eine Hand voll Kleie, meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses aber sprach: Ich war jene verkleidete Bettlerin und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute bewirtheten mich, so gut sie es geben konnten; sie speisen deshalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt, dass man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde.

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So erntet man in jener Welt. —

Wohlzuthun und mitzuthetheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl.

12. Die sonderbare Mauer.

Es war Krieg, der Feind war nahe. Der nächtliche Himmel war bald da, bald dort von Feuersbrünsten roth wie Blut. Zudem war es Winter, und das Wetter war sehr kalt und stürmisch. In dieser fürchterlichen Nacht waren die Leute eines einsamen Bauerhofes in großen Angsten. Sie waren keinen Augenblick sicher vor dem Feinde. Wenn sie jetzt ausgeplündert, wenn sie in dieser rauhen Jahreszeit von Haus und Hof verjagt worden wären! Großeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf und beteten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem Gebet „zur Zeit des Krieges“ kamen die Worte vor: „Lieber Gott, baue eine feste Mauer um dieses Haus, daß kein Feind uns nahen kann!“ Da meinte der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte: „Es ist aber doch gar zu viel vom lieben Gott verlangt, daß er so schnell eine feste Mauer um uns bauen soll.“ Die Großmutter aber glaubte fest: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Ja, ja!“

Die Feinde kamen immer näher. Man hörte vieles Geschrei, Trommeln und Trompeten erklangen. Aber kein feindlicher Soldat kam in das Haus, so daß sich Alle darüber wunderten. Die Nacht ging vorüber. Als sie sich nun des Morgens vor die Thüre wagten, da hatte der Wind den Schnee hoch aufgethürmt vor dem Hause, wie eine Mauer! Kein Feind hatte von der Straße aus dasselbe sehen können. Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: Seht, so hat Gott

doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten.
Ich bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!“

13. Die im Schnee begrabenen Kinder.

Zwei Mädchen von 11—12 Jahren wollten in einem benachbarten Dorfe ihre Pathe besuchen. Es war an einem Wintertage. Mit dem Spinnrocken in der Hand gehen sie aus ihrem Dörflein nach dem Walde und Gebirge hinaus. Sie achten es nicht sonderlich, dass die Schneeflocken dicht auf sie herabfallen; denn sie sind ja bald halbes Wegs. Ueber dem Bergkamme drüben, wenn man aus dem Tannenwalde heraustritt, kann man schon das Dorf sehen, wo die Pathe wohnt. Aber da sie nun oben auf der Höhe und mitten im Walde sind, wird das Schneegestöber so furchtbar, dass die armen Mädchen gar keinen Weg mehr sehen und nicht mehr vor- oder rückwärts können. Da drängen sie sich am Rande eines Hohlwegs in eine kleine Halle hinein, die der Schnee über ein Tannengebüsch gewölbt hat. Vorher aber stecken sie ihre beiden Spinnrocken in einander, so dass eine Stange daraus wird. Oben dran binden sie ein rothes Tüchlein und dieses Nothzeichen stellen sie auf dem Dächlein ihres Schneehäusleins auf. Nun kommt die Nacht. Das Schneegestöber wird immer ärger, und bald ist der ganze Eingang der Halle zugeschnit. Die armen Kinder hören das Geschrei des Uhu's und das Brausen des Sturmes im Tannenwalde und es ist ihnen gar sehr bange. Sie sind ja doch im Schnee bei lebendigem Leibe begraben, ohne Sarg, und ohne dass der Todtengräber eine Schaufel angesetzt hat. — Aber Gott schützte die Kleinen vor wilden Thieren und vor dem tödtlichen Froste. Eng an einander gedrängt schlafen sie zuletzt ein.

Die Eltern schlafen zu Hause auch ruhig; denn sie glauben, die Kinder sind bei der Pathe wohl aufgehoben. Am andern Morgen schicken sie einen Boten aus, der soll die Mädchen holen, findet sie aber nirgends. Da geht sogleich Alles, was laufen kann, mit Schaufeln und Schippen in den Wald, um die Kinder zu suchen. Da sehen sie denn das Nothzeichen der Kinder mit dem bekannten rothen Tüchlein noch aus dem Schnee hervor scheinen, und die Leute denken sich sogleich, dass auch die Mädchen selber nicht weit davon sein können, und rufen und schreien. Die aber drinnen in ihrer dunklen, kalten Kammer hören das Rufen und antworteten darauf. Sie versuchen auch gleich, sich mit den Händen heraus zu arbeiten. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn nicht die Männer draussen das Rufen der Kinder gehört hätten. Sie arbeiteten nun den grossen Schneehaufen, der um die Mädchen lag, hinweg. Denn der ganze Hohlweg war in der Nacht zugeschnit und zugeweht, und es war nur gut, dass die kleinen Tannenbäumchen das schwere Dach von Schnee noch so getragen

hatten, sonst wären die armen Kinder verschüttet worden und erstickt.

Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht eures Vaters im Himmel.

14. Engelwacht.

Wenn die Kinder schlafen ein, wachen auf die Sterne, und es steigen Englein nieder aus der Ferne, halten wohl die ganze Nacht bei den frommen Kindern Wacht.

15. Von den Engeln.

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie schön die guten Engel sind!
Sie sind so hell von Angesicht,
Als Erd' und Himmel im Frühlingslicht,
Sie haben Augen, gar blau und klar,
Und ewige Blumen im goldenen Haar,
Und ihre raschen Flügelein,
Die sind von silbernem Mondenschein.

Bei Tag und Nacht
Schweben die Englein in solcher Pracht.

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie die Englein fliegen leiz und lind!
So leiz, als der Schnee vom Himmel fällt,
So leiz, als der Mond zieht über die Welt,
So leiz, als der Keim aus der Erde schießt,
So leiz, als der Duft durch die Lüfte fließt,
So leiz, als vom Baume wehet ein Blatt,
So leiz, wie das Licht über Land und Stadt.

So leiz und lind
Fliegen die Englein, mein liebes Kind!

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wozu die guten Engel sind!
Wo ein Armer hetet in seiner Noth,
Da bringen sie in das Haus ihm Brot,
Wo beim kranken Kinde die Mutter wacht,
Da nehmen des Kindleins sie in Acht,
Und wo in Gefahren ein Guter schwebt,
Wo Jemand weinet, wo Jemand beb't,

Dahin geschwind
Gehen die Englein, mein liebes Kind!

Und willst du, mein Kindlein, die Englein seh'n, —
Das kann auf der Erde wohl nicht gescheh'n,
Doch wenn du hier lebest fromm und rein,
Wird stets ein Engel um dich sein,

Und wenn sich dereinst dein Auge bricht,
Du nicht mehr erwachst zum Tageslicht,
Dann wirst du ihn schau'n: er winkt dir still,
Dann folg' ihm, wohin er dich führen will.

Im Himmelschein
Wirst du dann selber ein Engel sein!

16. Des Kindes Engel.

Es geht durch alle Lande ein Engel still umher.
Kein Auge kann ihn sehen, doch Alles siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland, vom lieben Gott ist er gesandt.

Er geht von Haus zu Hause, und wo ein gutes Kind
Bei Vater oder Mutter im Kämmerlein sich find't,
Da wohnt er gern und bleibet da und ist dem Kindlein immer nah.

Er spielet mit dem Kinde so traulich und so fein;
Er hilft ihm fleißig lernen und stets gehorsam sein.
Das Kind befolgt's mit frohem Muth, drum bleibt es auch so lieb, so gut.

Und geht das Kind zur Ruhe, der Engel weichet nicht;
Er hütet treu sein Bettchen bis an das Morgenlicht.
Er weckt es auf mit stillem Fuß zur Arbeit und zum Frohgenuß.

O holder Engel, führe auch mich den Kindern zu,
Die du so gern begleitest zur Arbeit, Spiel und Ruh'!
Bei solchen Kindern lieb und fein, da mag auch ich so gerne sein.

17. Abendgebet eines Kindes.

Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe beide Auglein zu;
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein.

Hab' ich Unrecht heut gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an!
Vater, hab' mit mir Geduld
Und vergieb mir meine Schuld.

Alle, die mir sind verwandt,
Herr, laß ruh'n in deiner Hand;
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.

18. Das betende Kind.

Theresia, eine arme Wittwe, sprach eines Morgens zu ihren fünf kleinen Kindern: „Meine lieben Kinder, ich kann euch diesen Morgen nichts zu essen geben! Ich habe kein Brot, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause. Ich habe immer so viele Arbeit mit euch, dass ich fast nichts verdienen kann, bittet den lieben Gott, dass er uns helfe; denn er ist reich und mächtig, und

er sagt ja selbst: „Rufet mich an in der Noth, und ich werde euch erretten.“

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahr alt war, machte sich nüchtern auf den Weg in die Schule und war sehr betrübt. Er kam an der offenen Kirchenthür vorbei, ging hinein und kniete vor dem Altar nieder. Da er Niemand in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brot und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei; gieb uns doch etwas zu essen, damit wir nicht Alle verhungern müssen. Ach ja, hilf uns! Du bist ja reich und mächtig und kannst uns leicht helfen. Du hast es uns ja versprochen; gewiss, du wirst auch Wort halten.“

So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt und ging dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische ein grosses Brot, eine Schüssel voll Mehl, und ein Körblein voll Eier. „Nun, Gott sei Dank!“ rief er freudig, „Gott hat mein Gebet erhört. Mutter, hat ein Engelein dieses Alles zum Fenster herein gebracht?“

„Nein,“ sagte die Mutter, „aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altare betetest, kniete die Frau Amtmann in ihrem vergitterten Kirchenstuhl. Du konntest sie nicht sehen, aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört. Deshalb hat sie uns dieses Alles geschickt. Sie war der Engel, durch den uns Gott geholfen hat. Nun Kinder, so danket denn alle Gott, seid fröhlich und vergesst in eurem Leben nicht diesen schönen Spruch:

Vertrau auf Gott und lass ihn walten,
Er wird dich wunderbar erhalten!“

19. Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenroth aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen. Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach, es wird uns hart fallen sie zu ernähren! — Also seufzte die Mutter, denn es war eine Theuerung in dem Lande. — Der Vater aber lächelte und sprach: Siehe, liegen sie nicht und schlummern alle sieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fließt auch von neuem das Morgenroth über sie her, daß sie noch schöner erscheinen und wie sieben blühende Rösslein, — Mutter, das zeigt uns ja, daß er, der das Morgenroth schafft und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel. Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thür vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viele waren, und sie weinte. Der Vater aber antwortete und

sprach: Mutter, was weineſt du? Haben ſie doch alle ſieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie ſollten wir denn um die Hüllen uns ängſtigen! Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie ſollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir bitten und verſtehen. Siehe, ſeine Sonne kommt! Wohl an, laß uns auch unſern Tagelauf wie ſie mit fröhlichem Antliß beginnen!

Alſo redeten ſie und wirkten, und Gott ſegnete ihre Arbeit, daß ſie genug hatten ſammt den Kindern. Denn der Glaube erhebet das Herz, und die Liebe gewährt Stärke.

20. Luther beim Tode ſeines Töchterleins.

Luther ſaß einſt am Bette ſeiner Magdalene, die war todtkrank. „Ich habe ſie ſehr lieb“ — ſeufzte der Vater — „aber, lieber Gott, weil es dein Wille iſt, daß du ſie hinweg nehmen wiſt, ſo will ich ſie gerne bei dir wiſſen.“ Darauf wandte er ſich zur Kranken: „Magdalenchchen, mein Töchterlein, nicht wahr, du bliebeſt gern hier bei deinem Vater und zeucheſt auch gern zu jenem Vater?“ Die Tochter erwiderte: „Ja, herzer Vater, wie Gott will.“ Da ſagte Luther: „Du liebes Töchterlein, der Geiſt iſt wohl willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach,“ wandte ſich herum, weinte und ſprach: „Ich habe ſie ja ſehr lieb!“ Als nun Magdalena in den letzten Zügen lag und ſterben wollte, ſiel der Vater vor dem Bett auf ſeine Kniee, weinte bitterlich, und betete, daß ſie Gott wolle erlöſen. Da verſchied ſie und entſchlieſ in ihres Vaters Armen. Die Mutter war auch in der Kammer, aber weinte vom Bette abſeits; denn ſie wollte, wie Hagar, nicht ſehen ihres Kindes Sterben. Und Luther ſprach zu der jammernden Mutter: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo ſie hinkommt, ihr iſt ja wohl!“ Als die Todte nun im Sarge ruhete, ſprach er: „Du liebes Lenchen, wie wohl iſt dir geſchehen. Du wirſt wieder auferſtehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne. Ich bin ja fröhlich im Geiſt, aber nach dem Fleiſche bin ich ſehr traurig; denn das Scheiden kommt einem gar ſauer an.“ Und da das Volk kam, die Leiche helfen zu beſtatten, und ſie den Doctor anredeten, und ſprachen: es wäre ihnen ſeine Betrübniß leid, — ſagte er: „Es ſoll euch lieb ſein; ich habe einen Heiligen gen Himmel geſchickt, ja einen lebendigen Heiligen. D hätten wir einen ſolchen Tod! Einen ſolchen Tod wollt' ich auf dieſe Stunde annehmen.“

Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr ſein, noch Leid, noch Geſchrei, noch Schmerzen wird mehr ſein; denn ſiehe, ich mache Alles neu.

21. Die Kirche.

(Zum 3. Gebot.)

1.

Wo wohnt der liebe Gott? Hörſt du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen ſie dich hin. Wie ernſt, wie freundlich iſt's darin!

Wie lieb und traut und doch wie bang! Wie fingen sie mit frommer Lust! Wie beten sie aus tiefer Brust! Das macht, der Herr Gott wohnet da. Drum kommen sie von fern und nah, hier vor sein Angesicht zu treten, zu seh'n, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott? Die ganze Schöpfung ist sein Haus. Doch wenn es ihm so wohlgefällt, so wählet in der weiten Welt er sich die engste Kammer aus. Wie ist des Menschen Herz so klein! Und doch auch da zieht Gott hinein. O halt' das deine fromm und rein, so wählt er's auch zur Wohnung sein und kommt mit seinen Him-
melsfreuden und wird nie wieder von dir scheiden.

2.

Die Kircthürme.

Gotthold, ein aufmerksamer und nachdenklicher Jüngling, bemerkte, wie die Kircthürme der Stadt gen Himmel ragten, und bewunderte den großen Fleiß und die vielen Kosten, welche unsere Väter auf solche Gebäude verwendet haben. „Die lieben Alten“, dachte er, „haben wohl bei jeder Kirche durch den Thurm, als durch einen großen ausgestreckten Finger, uns den Himmel zeigen und andeuten wollen, daß die Lehre, die in der Kirche gepredigt werden soll, der Weg zum Himmel sei, und wir bei jedem Thurme denken sollen, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, sondern die zukünftige suchen müssen.“

3.

Doctor Martin Luthers Lied von der Bibel.

Wo keine Bibel ist im Haus, da steht's gar öd' und traurig aus,
Da kehrt der böse Feind gern ein, da mag der liebe Gott nicht sein.
Drum Menschenkind, drum Menschenkind, daß nicht der Böse Raum
gewinnt,

Gieb deinen letzten Thaler aus und kauf' ein Bibelbuch in's Haus,
Schlag's mit dem ernstestn Lächeln auf, hab' all' dein Seh'n und
Sinnen drauf.

Fang drin die A-b-e-schul' an und buchstabir' und lies sodann,
Und lies dich immer mehr hinein, schlag' auf darin dein Kämmerlein,
Und lies dich immer mehr heraus, mach dir ein wahres Bollwerk
drauß,

Und pflanze still hoch oben drauf die allerschönsten Sprüchlein auf;
Hell laß sie flattern, muthig weh'n, als deine Banner laß sie seh'n,
Als deinen Schild drück's an dein Herz, und halt' dich dran in
Freud' und Schmerz.

O du mein liebes Menschenkind, hast du noch keins, so kauf's ge-
schwind,

Und ging dein letzter Groschen drauf, geh', eile, flieg' und schlag'
es auf,

Lies mit Gebet und schlag' es du nur mit des Sarges Deckel zu.
Des Lesens und des Lebens Lauf beginn' und höre mit ihm auf.

4.

Seid Thäter des Worts.

Ein Hausvater las eines Sonntags in der Bibel, und da er an die Worte des Heilandes kam: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“ — siehe, da stand auch ein armer achtjähriger Knabe, der weder Vater noch Mutter mehr hatte, und sein Brot vor fremden Thüren suchen mußte, gerade in derselben Minute vor seiner Thür und bat um Almosen. Der Mann hielt sogleich inne mit dem Lesen, sah seine Frau an und rief ihr zu: „Frau, hörst du?“ Damit wollte er sagen: Laß uns nicht nur Gottes Wort lesen, sondern auch thun! Die Frau verstand ihn sogleich und gab zur Antwort: „Ja, lieber Mann, ich bin völlig deiner Meinung, wir wollen thun, was geschrieben steht.“ Als bald riefen sie den Knaben ins Haus herein und nahmen ihn mit Freuden auf, hielten ihn wie ihr eigenes Kind und führten ihn zu allem Guten an.

22. Der Sonntag.

1.

Gott im Himmel hat gesprochen: Da will ich euch unterweisen,
Sieben Tag' sind in der Wochen, Mir zu dienen, mich zu preisen,
Sechs davon will ich euch geben, Gut und fromm vor mir zu sein.
Schaffet da, was noth zum Leben; Liebes Kind, vergiss es nicht,
Doch der Sonntag bleibe mein. Was der Herr am Sonntag spricht.

1. Mose II, V. 3.

2.

O stiller, heiliger Sonntag du! Wo du nicht wärst, ich trüge das Leben nimmer. Die Woche rennt wie der Wind, und wenn sie köstlich gewesen ist, so ist sie Mühe und Arbeit gewesen. Mühe und Arbeit, Sorgen und Sünden, und Gottes tausend Barmherzigkeit. Ich habe auf Gott geharrt von einer Morgenwache zur andern, nun kommt er. Hast du nicht auf ihn geharrt? Sieh', er kommt dennoch. Der Herr kommt Sonntag früh Morgens mit Glockengeläute hinab in deine Stadt und Dorf und spricht: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! — Das ist der Tag des Herrn.

Schon der Sonnabend, wenn der Tag zu Rüste geht, ist ganz feierlich. Dann legt Einer sein Handwerkzeug weg, seinen Hobel oder Buch oder Spaten und denkt: Fahr' hin, Woche! hei, nun kommt der Sonntag! — Dann setz' dich still hin zu deinem Weib und lass dir das Kindervolk auf den Schooss klettern. Oder bist du ein feiner Junggesell, so schau allein zum Fenster hinaus in den klaren Sonnabend. Die Welt putzt schon ihr Haus blank, und der Wind kommt, der flinke Gesell, und bläst die Wolken fort, und fegt die Blätter aus, die er von den Bäumen geschüttelt; denn morgen ist Sonntag. Und weil solche Arbeit besser mit Singsang von der

Hand geht, so jubeln ihm die Lerchen dazu einen hellen Choral vor. O lass auch du in deinem Herzen ein Orgelspiel losbrechen:

„Nun danket Alle Gott mit Herzen, Mund und Händen, der grosse Dinge thut an uns und allen Enden!“

Sieh', das hört dein Gott und schaut herab zu dir, wie du am Fenster stehst, und spricht: Sieben Tage habe ich dir geschenkt aus Gnaden. Und weil jeder Tag vierundzwanzig Stunden hat, sind dir, spricht dein Gott, abermals hundertachtundsechzig Stunden geschenkt seit letztem Sonnabend. Nun tretet vor mein Angesicht, ihr Stunden alle, dass ich euch richte! — Da kommen sie einher, stolz und zagend, die hundertachtundsechzig und marschiren vor deinem Gott wie ein Regiment, hoch den Kopf, oder mit gesenktem Blicke. Und einer jeden steht auf der Stirn geschrieben deine Sünde. Und was du Stunde für Stunde Böses gethan hast wider Gottes heilige zehn Gebote, offen oder in's Geheim, und was dir Sündiges durch die Seele gefahren und versteckt dir im Herzen genistet, nun steht es da Alles geschrieben und aufgezeichnet auf der Stirn von den hundertachtundsechzig, und der heilige Gott liest es. Und spricht zu dir: das sind sieben Tage deines Lebens! — und schaut dich an, dass dir dein Herzblut stockt. — „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner grossen Barmherzigkeit!“

Der Herr spricht: — „Nahe dich zu mir, so nahe ich mich zu dir. Du sollst den Feiertag heiligen und ruhen von deinen Sünden.“

Dann harre der heiligen Sonntagsfrühe. Und wenn's Morgen ist, und Alles kirchenstille ringsum, als läge die Welt ihrem Gott zu Füssen, dann lass dein Herz brennen in Gebeten. Mein Gott und Heiland, wo bist du, dass ich dir nahe? — Und aus der Kirche klingt helles Glockengeläute. Der Herr ruft: Hier bin ich! Nahe dich zu mir, so nahe ich mich zu dir! — Und auf allen Wegen strömen herbei die Beter dem Geläute nach, und nun schallt es: Herr Gott, dich loben wir! und: Herr Jesu, Gnadensonne, wahrhaftiges Lebenslicht! Und der Bote des Friedens thut seinen Mund auf und verkündet: Friede sei mit euch! Also hat Gott die Welt geliebet, dass er seinen eingebornen Sohn gegeben hat! — Und das ist mein Leib, der für euch gebrochen ist. Das ist mein Blut, das für euch vergossen ist zur Vergebung der Sünden.

O wie ist alle Lust der Welt Staub und Asche gegen solch heilige Sonntagsbotschaft! Denn so weit die Welt reicht und alle Himmel, über den Frieden Gottes geht doch nichts. Und das soll Jeder spüren in Stadt und Dorf, und still und froh mit seinem Gott verkehren, dass er zur neuen Arbeit sich rüste. Und soll kein Kranker sein, nirgends, dem nicht am Sonntag würde trostreiche Hülfe gebracht; und kein Armer, dem nicht am Sonntag würde das Evangelium gepredigt. Denn der Herr spricht: dies ist mein Tag. Und es muss so sein, als hätte er seinen Tisch gedeckt mitten auf offenem Marktplatz zu grosser Mahlzeit, und Reiche und Arme, und Könige und Bettler, und Gesunde und Krüppel sind eingeladen, und er selber, der Auferstandene, bricht das Brot

des Lebens, und seine Gläubigen dienen bei Tische. Dann thun die Lippen sich auf zum Lobgesang:

Lass mich heut und allezeit
Heilig, heilig, heilig singen!

Und morgen frisch an die Arbeit! — Das ist ein rechter Tag des Herrn.

3.

Sonntagslied.

So feierlich und stille,
Als heute nah und fern,
Sei's auch in meinem Herzen
Am schönen Tag des Herrn.

Es tönen hell die Glocken,
Sie tönen nah und fern
Und wollen Alle laden
In's hohe Haus des Herrn.

O solchem freud'gem Rufe,
Wer folgte dem nicht gern?
Wer nähme Gnad' und Liebe
Nicht gern von seinem Herrn?

4.

Gottes Dach.

Ich will dir erzählen, was im Emmenthal in der Schweiz einem Bauern, der nach Gott und Menschen nichts fragte und blos nach dem eigenen Kopfe fahren wollte, begegnet ist. An einem Sonntag hatte er viel Korn draussen liegen. Als er Nachmittags an den Bergen die Wolken gesehen und die Brunnenröhre, die ordentlich tropfte, da hat er das Gesinde zusammengerufen und gesagt: „Rasch hinaus, gehäufelt und gebunden! Es wettet auf den Abend; bringen wir 1000 Garben trocken ein, so giebt's darnach Wein genug!“ Das hörte seine Grossmutter, die war 80 Jahr alt und ging auf zwei Krücken; sie kam mühsam daher und sagte: „Johannes, Johannes, was denkst du doch! So lange ich mich zurück erinnern mag, ward hier am Sonntag nicht eine Hand voll eingeführt, und meine Grossmutter hat mir gesagt, auch sie könne sich's nicht besinnen, und doch ist immer Segen bei der Sache gewesen, und von Mangel hat man hier nichts gewusst. Und wenn es Noth am Mann wäre, Johannes, ein nass Jahr! Aber trocken war es bis dahin, und trocken wird es auch wieder werden, und nass werden schadet dem Korn nicht gleich etwas, und würde es ihm schaden, so hast du zu denken, der Herr, der das Korn gegeben, giebt auch den Regen, und wie er es giebt, so hast du es anzunehmen. Johannes, thue es nicht, ich halte dich dringlich an!“

Bei diesen Worten der Grossmutter stand das Gesinde umher; die Alten machten ernsthafte Gesichter, aber die Jungen lachten und sagten unter sich, das Altväterische sei jetzt abgethan; jetzt sei eine andere Welt. „Grossmutter, habt nicht Kummer!“ sagte der Bauer. „Alles muss einmal zum erstenmal geschehen, und deshalb ist's noch nicht bö. Unserm Herrgott wird das nicht viel machen, ob wir heute schaffen oder schlafen, und eben

so lieb wird ihm das Korn unter Dach, als im Regen sein. Was drin ist, ist drinnen, man braucht deswegen nicht Kummer zu haben; denn wie es morgen sein wird, weiss Niemand.“ — „Johannes, Johannes! drin und draussen ist die Sache des Herrn, und wie es diesen Abend sein wird, weisst du nicht; aber du weisst, dass ich deine Grossmutter bin und dich um Gotteswillen anhalte: lass heute dein Korn draussen! Ich will, wenn du es sonst nicht machen kannst, ein ganzes Jahr kein Brot essen.“ „Grossmutter,“ sagte Johannes darauf, „deshalb sollt ihr nicht weniger Brot haben; aber eine Zeit ist nicht alle Zeiten, es giebt alle Jahre neue Gebräuche, und seine Sachen sucht man alle Tage besser zu machen.“ — „Aber Johannes, die Gebote bleiben die alten, und kein Titelchen wird davon vergehen; und hast du auch dein Korn unterm Dache, was hilft es dir, wenn du Schaden leidest an deiner Seele?“ — „Für die kümmert euch nicht!“ rief Johannes, „und jetzt Burschen auf, und gebunden, was das Zeug hält; die Zeit wartet nicht!“

„Johannes, Johannes!“ hat das Mütterchen noch gerufen, aber leider vergebens; und während sie betete und weinte, führte Johannes Garben ein, Fuder um Fuder — Menschen und Thiere schienen mit Flügeln behaftet zu sein. Tausend Garben waren unter Dach, als die ersten Regentropfen fielen; schwer, als wären es Pfundsteine, fielen sie auf die dürren Schindeln. „Jetzt, Grossmutter!“ triumphirte Johannes, indem er mit seinen Leuten in die Stube trat, „jetzt ist's unter Dach und Alles ist gut gegangen. Mag es jetzt strömen, wie es will, und morgen schön oder böses Wetter sein; ich hab's unter meinem Dach.“ — „Johannes, aber über deinem Dach ist des Herrn Dach!“ sagte die Grossmutter feierlich, und als sie das sagte, ward es hell in der Stube, dass man Jedem in sein angstvoll Gesicht sehen konnte, und ein Donner schmetterte über dem Hause, als ob dasselbe mit einem Streich in Millionen Splitter zerschlagen würde. „Herr Gott, es hat eingeschlagen!“ rief der Erste, der reden konnte; Alles stürzte zur Thür hinaus.

Das Haus stand in vollen Flammen; aus dem Dache heraus brannten bereits die eingeführten Garben. Wie stürzte Alles durcheinander, wie vom Blitz geschlagen war jede Besonnenheit; die alte Mutter allein behielt klare Besinnung, sie griff nach ihren beiden Krücken, sonst nach nichts, suchte die Thür und einen sichern Platz und betete: „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Dein und nicht mein Wille geschehe, o Vater!“ Bis auf den Boden brannte das Haus ab, gerettet wurde nichts. Auf der Brandstätte stand der Bauer und sprach: „Ich hab's unter meinem Dach! Aber über deinem Dach ist des Herrn Dach, hat die Grossmutter gesagt.“ Und seit dieser Stunde spricht er nichts mehr als: Ich hab's unter meinem Dach! Aber über deinem Dach ist des Herrn Dach, hat die Grossmutter gesagt!“ Gar grausig soll das anzusehen gewesen sein. Viele Leute sind hingegangen und haben ein Exempel daran genommen, dass Alles in des Herrn Hand sei, sei es auf

dem Acker oder unter einem Dache, dass, was man vor dem Regen geflüchtet, vom Blitz ereilet werden könne, wohin man es auch geflüchtet habe.

5.

Das Kirchengehen.

Es ist eine alte, aber schlechte Ausflucht, dass das Kirchengehen noch keinen Christen mache. Zu Rom war ein gelehrter Redner, Namens Victorinus; der raunte dem alten frommen Simplicianus in's Ohr: „Sei gewiss, ich bin der eurige, ich werde noch als Christ sterben.“ Da sprach Simplicianus: „Ich glaube es nicht, ich sehe dich denn in unserer Kirche.“ Darauf lächelte Victorinus und sprach: „Höre ich recht? So machen eure Kirchenwände einen Christen?“ — Er wollte es nämlich mit seinen vornehmen, grossen Freunden in der Heidenschaft nicht gerne verderben. Simplicianus erwiderte: „Das wohl nicht, aber der Herr Jesus spricht: Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Da schlug der Redner in sich, kam bald darauf unversehens zu Simplicianus, bat, er sollte ihn mitnehmen, und bekannte seinen Glauben öffentlich vor dem Altare.

23. Das Christuskind.

Alle Jahre wieder
kommt das Christuskind
auf die Erde nieder,
wo wir Menschen sind.

kehrt mit seinem Segen
in ein jedes Haus,
geht auf allen Wegen
mit uns ein und aus.

Ist auch mir zur Seite
still und unbekannt,
daß es treu mich leite
an der lieben Hand.

24. Weihnachtsgruß.

O heil'ges Kind, wir grüßen dich mit Harfenklang und Lobgesang.
Du liegst in Ruh, du heil'ges Kind. Wir halten Wacht in dunkler Nacht.
O Heil dem Haus, in das du kehrest! es wird beglückt und hoch entzückt.

25. Die drei großen christlichen Feste.

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ist geboren:
Freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden:
Freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister,
Heiligt die Geister:
Freue, freue dich, o Christenheit!

26. Beispiel unserer Voreltern.

Unsere Väter waren frömmer als wir, und ihre Gottesfurcht ging über in Sprache, Sitte und Gebrauch. Wenn sie Jemanden grüßten, so sagten sie: „Gott grüße dich!“ und sungen sie etwas an, so sagten sie: „Mit Gott!“ Gedachten sie in Zukunft etwas zu thun, so sprachen sie: „Will's Gott!“ und nahmen sie Abschied von Einem, so hieß es: „Behüt' Euch Gott!“ Hatten sie etwas ausgerichtet, so war's nur „mit Gottes Hülfe“ geschehen, und hatten sie eine Wohlthat empfangen, so hieß es: „Vergelt's Gott!“ Sie aßen und tranken nicht, ohne Jesum zu Gaste zu laden und zu bitten: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast.“ Sie schliefen nicht ein ohne den Abendseufzer: „Das walt' Gott Vater, Sohn und heiliger Geist“, und am Morgen begannen sie: „Al' was mein Thun und Anfang ist, das gescheh' im Namen Jesu Christ.“ So war ihr ganzes Leben ein Gottesdienst.

27. Der kleine Schiffsjunge.

(Zum 2. Gebot).

Das Schiff „Cornelia“ befand sich auf einer Reise im Weltmeere und war bereits weit von der amerikanischen Küste entfernt, als ein heftiger Sturm losbrach, der fünf Tage lang anhielt und das Schiff in eine solche Gefahr brachte, dass die Mannschaft sich fast für verloren ansah. Gerade als das Unwetter am wüthendsten tobte und das Schiff wie ein Spielball haushoch hinauf- und hinabschleuderte, kam oben das Takelwerk am Hauptmast in Unordnung, und der Schaden musste zurecht gebracht werden. Doch in dem Tumult des Sturmwindes auf den Mast zu klettern, schien fast unmöglich; es war ein Wagstück auf Leben und Tod. Der Steuermann befahl kurzweg einem Schiffsjungen, er sollte hinauf. Der war ein junger, zarter Bursche, kaum dreizehn Jahre alt, das einzige Kind einer armen Wittwe, welche ihr Liebstes in die Welt hatte gehen lassen, weil sie selber kaum satt zu essen hatte.

Als der Junge den Befehl von dem Steuermann empfangen, hob er seine Mütze auf, blickte hinauf nach der Spitze des Ma-

stes und wieder hinab in die schäumenden Wellen, die wie mit Ruthen gepeitscht über's Verdeck schlugen und nach ihm die Wasserarme ausstreckten; und dann sah er den Steuermann an. Er schwieg einen Augenblick; darauf sagte er: Ich komme gleich! — Und er sprang über's Verdeck fort in die Kajüte. Eine Minute verging, dann kehrte er zurück, und nun ging's die Strickleiter hinauf, flink und entschlossen.

Der Mann, welcher diese Geschichte erzählt hat, stand unten am Maste und seine Blicke folgten dem Kinde, bis ihm schwindelte. Er fragte den Steuermann: Warum schickst du den hinauf? Er kommt nicht lebendig herunter! — Der Steuermann antwortete: Männer fallen, Jungen steh'n. Der klettert wie 'ne Eichkatze!

Der Andere sah wieder hinauf: noch stand der Junge; jetzt hing er am Mastkorbe; jetzt stieg er weiter. Der Sturm ras'te und tauchte den Mast in die Fluth ein: Der Junge hielt sich. — In einer Viertelstunde war er unten, wohlbehalten und frisch, und lachte fröhlich. — Gott sei Dank! rief jener; vor Angst hatte das Herz ihm stille gestanden.

Denselben Tag noch suchte er den Jungen zu sprechen. Er fragte ihn, ob ihm nicht bange gewesen sei! — Ja, sagte der Junge. — Ich merkte es wohl, sagte der Andere. Du hast es dir auch erst in der Kajüte bedacht. — Bedacht nicht, sprach Jener, ich wollte erst beten. Ich dachte, herunter komme ich nicht wieder lebendig, da habe ich beten gemusst. Hernach war ich nicht bange. — Der Mann fragte ihn, wo er das Beten gelernt habe? — Wie ich noch zu Hause war, sagte der Junge; die Mutter hat es mich gelehrt. Als ich fortging, sagte sie, ich sollte es immer thun, damit Gott mich vor Gefahren bewahre; und ich kann es auch nicht lassen.

Die Mutter hat's ihn gelehrt! Die Mutter und immer die Mutter! — Du lieber Schiffsjunge, erzähl' doch das unsern Müttern in Deutschland und allerwärts! Wohl dem, der beten kann!

28. Gespräch eines Königs mit einem Bauern.

(Zum 4. Gebot).

Ein König fragte einst einen Bauern, der sehr frisch und rüstig auf fremdem Acker um Lohn arbeitete: „Wie viel bekommst du täglich?“ „Acht Groschen,“ war die Antwort. „Wozu brauchst du die?“ fragte der König weiter. Der Bauer antwortete: „Zwei sind für mich und mein Weib, mit zweien bezahle ich Schulden, zwei lege ich auf Hoffnung an, und zwei verschenke ich.“ Der König verlangte darüber eine genauere Erklärung. Die lautete: „Zwei Groschen bekommen meine alten Eltern. Diese haben mich in meiner Jugend ernährt, und so bin ich schuldig, sie im Alter zu ernähren. Da bezahle ich Schulden. Zwei verwende ich auf die Erziehung meiner Kinder, die lege ich auf Hoffnung an. Mit zweien erhalte ich die fränklichen Schwestern, die verschenke ich.“

29. Der Negersohn.

Ein armer Neger war durch Unglücksfälle tief in Schulden gerathen. Er hatte nichts, womit er den erbitterten Gläubiger hätte befriedigen können, und sprach daher zu dem harten Manne: „Willst du bezahlt sein, so nimm mich hin, und verkauf mich als Sklaven.“ Und es geschah. An einer gemeinschaftlichen Halskette wurde der Arme mit noch andern Sklaven zum Sklavenschiffe geführt. Da kam noch vor der Abfahrt ein junger Neger mit seinen Verwandten zum Meeresstrande und erklärte, er wolle für einen der hier versammelten Sklaven eintreten. Der Sklavenhändler willigte ein, denn es war nicht sein Schade. Nun führte man den älteren Neger herbei, der frei werden sollte. Welch ein Anblick! Der Sohn sieht den alten Vater in Ketten, fällt ihm um den Hals, und weint Freudenthränen, daß er ihn erlösen darf. Die Kette wird geöffnet, der Vater wird befreit und der Sohn eingeschmiedet. Freudig läßt er es geschehen und bittet den Vater, er solle sich seinetwegen doch nicht betrüben. Die Anwesenden waren tief gerührt, und Einer von ihnen erzählte die That des braven Sohnes einem angesehenen Manne. Dieser verwendet sich für die armen Neger und machte den guten Sohn frei. Vergnügt gehen Vater und Sohn mit ihren Verwandten nach ihrer Heimath.

30. Die fromme Magd.

Die fromme Magd vom rechten Stand geht ihren Frauen fein zur Hand, hält Schüssel, Tisch und Teller weiß, zu ihrem und der Frauen Preis.

Sie trägt und bringt nicht neue Mähr', geht still in ihrer Arbeit her, ist treu und eines frohen Muths und thut den Kindern alles Gut's.

Sie ist stets munter, hurtig, frisch; vollbringet ihr Geschäfte risch, und hält's der Frauen wohl zu gut, wenn sie um Schaden reden thut.

Sie hat dazu fein die Geberd', hält Alles sauber an dem Herd, verwahrt das Feuer und das Licht und schlummert in der Kirche nicht.

31. Nachfolge Christi.

1. Das höchste Gebot.

Daran wird Jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt. — Johannes der Evangelist und Apostel des Herrn Jesu Christi wurde sehr alt, fast hundert Jahre. Als er nun alt und schwach war, konnten ihn seine Füße nicht mehr tragen. Da waren fromme Jünglinge, die setzten ihn auf einen Stuhl, und trugen ihn in die Versammlung der Christen. Er konnte nicht viel mehr sprechen, sagte nur immer: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ Und als man ihn frug, warum er

doch nur immer zu dem Einen ermahnte, antwortete er: „So will es der Heiland haben. Das ist das höchste Gebot unsers Herrn, darin ist alles Andere befasst.“

2. Die gute Herrschaft und der treue Diener.

Polykarpus war ein Christ und zugleich Bischof zu Smyrna. Die Heiden verfolgten ihn deswegen und schleppten ihn vor den Richter, dass er verbrannt würde. Der Richter that ihm den unverschämten Antrag, dass er Christum lästern sollte. „Ich diene ihm nun sechsundachtzig Jahre,“ antwortete Polykarpus, „und er hat mir kein Uebels gethan; wie sollte ich denn meinen Herrn und Heiland lästern? Indess war er's gern zufrieden, dass er verbrannt würde, und das geschah denn auch.“

3. Der Geburtstag für das bessere Leben.

In einer Stadt, nahe bei Lyon (spr. Lyong), wurde einst — es war im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt — die Bildsäule einer heidnischen Göttin auf einem heiligen Wagen durch die Strassen gefahren. Alles Volk fiel auf die Knie, nur Symphronius nicht, ein Christ aus angesehener Familie. Er wurde vor den heidnischen Statthalter geführt. „Ihr seid ein Christ?“ redete ihn dieser an. Er antwortete freudig: „Wohl, ich bin ein Christ; ich bete den wahren Gott an, der im Himmel herrscht!“ Mehr bedurfte es nicht, und er wurde vom Statthalter zum Tode verurtheilt. Auf seinem Gange zum Tode rief ihm seine Mutter zu: „Mein Sohn, mein Sohn, habe den lebendigen Gott vor Augen. Sei standhaft; wir können einen Tod nicht fürchten, der so sicher zum Leben führt. Heute stirbst du nicht, sondern du feierst deinen Geburtstag für das bessere Leben. Durch einen seligen Tausch gehst du heute, mein Sohn, zum Leben des Himmels ein!“

4. Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir Lob zubereitet.

Cyrillus, der Sohn eines heidnischen Vaters, hatte den Herrn Jesum lieb. Darob zürnt ihm sein Vater und stösst ihn aus dem Hause. Mit stiller, schmerzlicher Ergebung leidet es der Sohn. Da lässt ihn der Richter vor sich bringen. Er droht dem schwachen Knaben gar heftig; doch dieser erzittert nicht, still und ergeben steht er da. Mit freundlicher Miene spricht nun der Richter: „Kind, ich verzeihe dir, und du sollst deines Vaters Erbe wieder sein; sei nur weise und bedenke dein Wohl!“ Ich leide gern,“ erwiderte der Knabe: „ich werde eine bessere Wohnung bekommen, als in meines Vaters Hause.“ Da wurde er gebunden zum Feuer geführt. Aber der Anblick des Feuers schreckte ihn nicht. Alle Ermahnungen des Richters, der ihn bemitleidet, machten ihn in seinem Glaubensmuth nicht wankend. Und als nun die Umstehenden laut weinen, dass er in so zartem Alter sterben soll, spricht er freudig: „Ihr solltet euch lieber freuen; aber ihr

wisst nichts von der Stadt, wohin ich gehe.“ Ruhig ging er zum Tode, begleitet von der Bewunderung aller Bewohner seiner Vaterstadt.

32. Thierquälerei.

Wir mögen stehen und gehen, wo und wohin wir wollen, fast überall haben wir Gelegenheit wahrzunehmen, wie die unvernünftige Creatur von den Menschen mißhandelt wird; und zwar sind es meistens gerade die nützlichsten Thiere, die diese Mißhandlung zu erfahren haben. Bald hören wir das Schmerzensgeschrei eines für die Schlachtbank bestimmten Kalbes, das hin- und hergezerrt, gestoßen und getreten wird; bald das ängstliche Schnattern einer Schaar Gänse, die von muthwilligen Buben gejagt, geworfen, geschlagen, in die Enge getrieben und endlich ihrer unreifen Federn beraubt werden. Aber nicht bloß böse Buben, sondern manche Hausfrauen selbst, die doch den Werth dieser Thiere zu schätzen wissen, mißhandeln dieselben auf eine harte Weise durch jämmerliches und zu starkes Berupfen, so daß die armen Thiere, denen wir die warmen Betten verdanken, zitternd vor Kälte, blutend an Brust und Bauch herumschleichen. Noch trauriger als das Schicksal der Gänse und anderen Geflügels ist das vieler Pferde. In den besten Jahren werden sie Berg auf Berg ab und auf der Ebene gejagt, gepeitscht, bis endlich die steifen Gelenke den Dienst versagen. Dann kommen sie oft in die derben Fäuste von Frachtfuhrleuten oder auch Anderer, die zu arm sind, diese Thiere ordentlich zu füttern, nichts desto weniger ihnen aber Lasten zu ziehen geben, welche für junge und wohlgenährte Thiere schwer genug wären. Will's dann nicht gehen, so wird geflucht und geschlagen, bis endlich das an Hals und Kreuz geschundene Thier vielleicht gar unter den Mißhandlungen seines Peinigers auf offener Straße eines jähen Todes stirbt.

Wie die Erwachsenen auf mancherlei Art an großen Thieren, so versündigen sich die Kinder an kleinen Geschöpfen, an Vögeln, denen sie die Eier oder die Jungen rauben und an andern Thieren, denen sie ihre Gliedmaßen verstümmeln. Aus einem solchen jungen Thierquäler kann ein Menschenmörder werden, wie denn jener Mörder auf dem Wege zum Richtplatze sagte: „Hätte mein Vater mich geschlagen, als ich den jungen Spaken die Augen austach, müßte ich jetzt nicht auf der Blutbühne sterben.“

Die tausendfach geplagte Natur findet selten einen Rächer unter den Menschen; aber der, der das Schreien der Raben hört, vernimmt auch das Seufzen der mißhandelten Geschöpfe und wird die Quäler auch für diese Unthaten zu finden wissen.

33. Gegen die Trunksucht.

1. Für Millionen Rubel Silber wird jährlich Spiritus und zwar meist als Branntwein getrunken. Wer bringt diese hohe Summe Geldes auf? Fast allein die ärmeren Leute, die niederen Stände, — denn gerade sie verbrauchen zumeist den Branntwein. Diese

ungeheure Summe, welche für Nahrung und Kleidung, für Ackergeräthe und Handwerkszeuge, für den Unterricht der Kinder verwendet werden sollte, oder welche zum guten Theil sparsam zurückgelegt werden müsste, um in Zeiten der Krankheit, der Theuerung und anderen Unglück's Brot zu haben — sie wird vertrunken: Kleider, Schuhe, Essen, Trinken, Haus, Hof, guter Name, Gesundheit, Ehre, Leben, Alles sammt Frieden und Seelenheil in dem Branntwein begraben.

2. An viel Schlimmem im Hause oder in der Wirthschaft ist der Hang zum Trunke Schuld. Wer seine Haus- und Dorfgenossen mustern wollte, Mann für Mann, und dabei auf die eine Seite die Tüchtigen, Zuverlässigen, Treuen stellte, und auf die andere Seite die Unwahrhaftigen, Ungetreuen, Faulen, der kann sicher sein, dass jene die Nüchternen sind, und diese die Trinker. Jedoch all' die vielen Scheltworte, Strafreden und Predigten gegen die Trunksucht haben — wenn es bei ihnen blieb — wenig genützt und werden wenig nützen. Es muss ein Jeder, dem es daran liegt, dass es besser in seinem Hause und in seinem Wohnorte wird, zuerst selbst nüchtern und treu sein, sich unter die alleinige Gewalt göttlichen Wortes, göttlicher Zucht und göttlicher Gebote stellen; alsdann darf er unter seinem Gesinde keinen Liederling dulden, muss dafür aber den nüchternen und treuen Arbeiter pünktlich bezahlen und zwar, was recht und billig ist; endlich darf er zu seinen Freunden, Verdienstgenossen, Vertrauensmännern nur nüchterne Leute wählen, muss auch diese seine Grundsätze trotz aller Feindschaft mit unverbrüchlichem Ernste und furchtloser Festigkeit durchführen.

3. Gross ist der Schaden, den der Trinker sich zufügt. Denn wenn er es auch anscheinend mässig treibt, so trinkt er doch sachte den Tod in sich hinein. Sein Gedächtniss und sein Verstand nehmen ab; die feinsten Nerven, welche die Seele zum Denken gebraucht, wie die Augen zum Sehen, werden lahm und mehr und mehr abgeschwächt, und das Gehirn wird erweicht. In manchem Irrenhause ist die Zahl der durch Trinken wahnsinnig gewordenen Irren sehr gross.

4. Der Trinker wird frühe alt und trägt oft genug einen siechen Körper mit sich herum. Wenn der Müller das Wasser auf seine Räder richtet, dass sie im schnellsten Laufe umgejagt werden, so geht zwar Alles geschwinder und es rasselt ganz lustig, aber das Räderwerk geht auch um so eher zu Grunde. So regt auch der Schnaps die Nerven und das Geblüt auf; er erzeugt ein Gefühl des Wohlbehagens und macht nicht blos aufgeräumt, sondern teuflischlustig und toll; aber auf diese künstliche Aufregung folgt eine um so grössere Abspannung und Verstimmung, und je öfter sich dieser Wechsel wiederholt, desto mehr wird die leibliche und geistige Kraft abgestumpft. Das Gefühl wird endlich so unerträglich, dass einer aus dem Rausche gar nicht mehr herauskommt. — Darum reisse das Auge aus, welches dich ärgert, damit nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.

34. Ein Mal ist kein Mal.

(7. Gebot.)

Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht, der war ein schlechter Rechnungsmeister, oder ein boshafter. Ein Mal ist wenigstens ein Mal und davon läßt sich nichts abmarkten. Wer ein Mal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: „Gottlob, ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen“, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist ein Mal nicht kein Mal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: „Ein Mal ist zehn Mal und hundert und tausend Mal.“ Denn wer das Böse ein Mal angefangen hat, der setzt es auch gemeiniglich fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt ein anderes Sprüchwort ein: „Daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.“

35. Ein Greis zeigt einem Rittmeister sein eigenes Feld.

Im siebenjährigen Kriege pochte ein Rittmeister an das Fenster eines armen Häuschens und rief den Wirth. Ein Greis mit schneeweißem Haare trat heraus. Der Rittmeister verlangte, der Alte sollte ihn auf ein Feld führen, wo er mit seiner Schwadron fouragiren könnte. Der Greis gehorchte, führte aber die Reiter weit hinaus. Als sie eine Strecke hin waren, kamen sie an ein schönes Gerstenfeld. „Hier ist, was wir suchen“, sprach der Rittmeister. „Noch einen Augenblick Geduld“, entgegnete der Alte. Endlich zeigte er ihnen einen Acker. Sie mäheten, banden ein, und machten sich auf den Rückweg. Jetzt sprach der Rittmeister: „Guter Vater, Ihr habt uns unnöthiger Weise weiter marschiren lassen; das erste Feld war besser als dieses!“ — „Das kann wohl sein“, versetzte der Greis, „aber es gehörte nicht mir.“ — Das heißt, seines Nächsten Gut und Nahrung helfen bessern und behüten.

36. Ich nehme nichts, und ich gebe auch nichts.

Es wohnte in der Nähe des Harzes ein reicher, geiziger Bauer. Wenn zu diesem von Landplagen Betroffene, Abgebrannte, oder Uberschwemmte oder andere Nothleidende kamen, so war seine stehende Antwort: „Ich nehme nichts, und ich gebe auch nichts.“ Seine Gebäude waren neu und massiv aufgebaut. In der Brandkasse hatte er sie äußerst gering versichert, nicht weil er sie im Glauben und Gebet bei Gott in Versicherung gegeben, sondern weil er glaubte, bei ihm könne gar kein Feuer haften. Nun geschah es, daß eines Jahres nach der Ernte an einem Sonntage ein schweres Gewitter heraufzog. Es schlug in seine Scheuer. Sein ganzes Gehöfte brannte nieder und weiter nichts. In den nächsten Tagen kam er zum Landrath und bat, er möchte doch für ihn sammeln lassen. Da erhielt er zur Antwort: „Ich nehme nichts, und ich gebe auch nichts.“ Sie erhalten Ihre Versicherungssumme und keinen Pfennig mehr.“

37. Was Dr. Martin Luther über das Betteln spricht.

Er spricht also:

„Es ist wohl der grössten Noth eine, dass alle Bettelei abgethan würde in aller Christenheit. Es sollte ja Niemand unter den Christen betteln gehen. Es wäre auch leicht eine Ordnung zu machen, wenn wir den Muth und Ernst dazu hätten, nämlich, dass eine jegliche Stadt ihre armen Leute versorgte und keinen fremden Bettler zuliesse, er heisse, wie er wolle. Es könnte auch jegliche Stadt die ihrigen ernähren, und ob sie zu gering wäre, so könnte man das Volk auf den umliegenden Dörfern ermahnen, auch etwas dazu zu geben; müssen sie doch sonst so viele Landläufer und böse Buben unter des Bettelns Namen ernähren.

Um zu wissen, welche wahrhaftig arm wären oder nicht, müsste da sein ein Vormund, der alle die Armen kennt und dem Rath oder Pfarrherrn ansagt, was jedem Noth wäre, oder wie aufs Beste für ihn könnte gesorgt werden. Es geschieht meines Erachtens auf keinem Handel so viel Büberei und Trügerei, als auf dem Bettel. Dass aber Etliche meinen, es würden auf die Weise die Armen nicht so wohl versorgt als jetzt, das glaube ich auch. Es ist aber auch nicht noth. Wer arm sein will, soll nicht reich sein; will er aber reich sein, so greife er mit der Hand an den Pflug und such's ihm selbst aus der Erde. Es ist genug, wenn die Armen, welche nicht arbeiten wollen, in so weit versorgt werden, dass sie nicht Hungers sterben, noch erfrieren. Es schickt sich nicht, dass Einer auf des Andern Arbeit müssig gehe und wohllebe, wie jetzt der verkehrte Missbrauch geht. Denn St. Paulus sagt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“

38. Gott lebt noch.

(Zum 1. Artikel.)

Ein armer Handwerker hing schon längere Zeit in großen Sorgen um seine Zukunft das Haupt. Alle Bitten der Frau sammt ihren Hinweisungen auf die Schrift waren ohne Erfolg. Da fand der Mann die Frau plötzlich an einem Morgen eben so traurig. Und nun fragte er, was sie quäle. Sie antwortete: „Ich habe über Nacht einen bösen Traum gehabt. Der liebe Gott war gestorben, sie trugen ihn zu Grabe, und alle heiligen Engel gingen mit zur Leiche.“ Da lachte der Mann seit langer Zeit zum ersten Male und sprach: „Thörichtes Weib, der stirbt nicht, da mache dir keine Gedanken.“ Und sie antwortete: „Wenn er denn lebt, dann kannst du auch dein Sorgen und Grämen lassen, dann sorgt er.“ Und der Mann besann sich. Es kehrte wieder Christenfreudigkeit in das Haus ein.

39. Vom Gebet.

Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf;
Das ist der rechte Lebenslauf.

Ein ordentlicher, gottesfürchtiger Hausvater versammelt am Morgen, ehe er an sein Geschäfte geht, oder vor dem Frühstücke seine Familie zum Gebet und zur Andacht. Sie stärken sich für den Tageslauf aus Gottes Wort, beten oder singen ein frommes Lied, und der Hausvater spricht den Morgensegen. Nach demselben arbeiten sie Alle mit unverdrossenem Fleisse und führen ein stilles und geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Da ist kein Neid, kein Zank, noch Geschrei, noch Lästerung.

Ebenso wird auch in einem wahrhaft christlichen Hause bei Tische andächtig gebetet. Da hebt der Vater seine Hände auf und spricht das Tischgebet, und auch die Kinder falten ihre Händchen und beten mit. Alle beten zu dem grossen Vater im Himmel, von dem alle gute Gabe kommt, und zu seinem Sohne Jesus Christus, der die Menschen geliebt hat bis in den Tod und gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Nun wird ihnen das Essen recht gut schmecken, und der liebe Gott wird's ihnen segnen.

1. Aller Augen warten auf dich, Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thust deine milde Hand auf, und sättigest Alles, was da lebet mit Wohlgefallen. (Darnach das „Vater-Unser“.)

Herr Gott, himmlischer Vater, segne uns und diese deine Gaben, die wir von deiner milden Güte zu uns nehmen, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen.

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich, der allem Fleische Speise giebt, der dem Vieh sein Futter giebt, den jungen Raben, die ihn anrufen. Der Herr hat Gefallen an denen, die ihn fürchten und die auf seine Güte warten. (Darnach das „Vater-Unser“.)

Wir danken dir, Herr Gott Vater, durch Jesum Christum, unsern Herrn, für alle deine Wohlthat, der du lebest und regierest in Ewigkeit. Amen.

2. Speis' uns, o Gott, deine Kinder, tröste die betrübten Sünder, sprich den Segen zu den Gaben, die wir jetzo vor uns haben, dass sie uns zu diesem Leben mögen Kraft und Nahrung geben, bis wir endlich zu den Frommen an die Himmels-tafel kommen. Amen.

Grosser Gott, für deine Speisen sagen wir dir Lob und Dank, deine Güte woll'n wir preisen jetzt und unser Leben lang. Lass die Speis' uns wohl gedeihen, schick' uns deinen Segen zu, lass uns endlich mit dir freuen in der schönen Himmelsruk'. Amen.

3. *Gesegn' uns, Herr, die Gaben dein, die Speis' lass unsre Nahrung sein, hilf, dass dadurch erquicket werd' der dürftige Leib auf dieser Erd'. Denn dieses zeitlich' Brot allein kann uns nicht g'nug zum Leben sein, dein göttlich' Wort die Seele speist, hilf uns zum Leben allermeist. Amen.*

Wir danken dir für deine Gaben, die wir von dir empfangen haben, wir bitten dich, den lieben Herrn: Du wollst uns hinfort mehr bescheer'n und speisen uns mit deinem Wort, dass wir satt werden hier und dort. Amen.

Wenn du gegessen hast und satt bist, sollst du des Herrn deines Gottes nicht vergessen.

Endlich am Abend soll die Mutter sich zu ihren Kindlein setzen und sie beten lehren und der Vater ein Kapitel aus der heiligen Schrift lesen und so er nicht frei aus dem Herzen beten kann, den Abendsegen aus einem guten Gebetbuche sprechen. Wenn nach dem Schlusse desselben die ganze Familie noch ein gutes Abendlied singt, so ist das gar schön und erquicklich.

Wie hochwichtig überhaupt das Gebet ist, lasset uns aus zwei Erzählungen vernehmen:

1. Zu einem frommen Geistlichen, mit Namen Flattich, brachte einst ein Amtmann seinen Sohn mit der Bitte, er möchte ihn in Zucht und Unterricht nehmen. Als der Vater mit dem alten Geistlichen allein war, klagte er ihm: „Mein Sohn ist ein ganz desperater Mensch. Alle Lehre, Zucht und Strafe ist bisher an ihm vergebens gewesen. Ich habe den Buben zum Guten ermahnt, ich habe ihn geschlagen und hungern lassen, ich habe ihn vor den Leuten beschämt, aber es hat Alles nichts geholfen.“ Flattich fragte nun, ob er keine andere Cur versucht habe. Der Vater antwortete: „Ich habe ihn bei Wasser und Brot eingesperret, einmal zwei Tage lang. Frieren lassen habe ich den Buben auch.“ Noch eine ganze Reihe solcher Mittel zählte der Amtmann auf. Endlich fragte der Pfarrer, ob er denn auch fleissig für seinen Sohn und mit demselben gebetet habe? Der Amtmann gestand, das habe er nicht gethan. „Wenn man diese Cur noch nicht angewandt hat,“ entgegnete Flattich, „darf es nicht befremden, dass alle auf die Haut des Jungen verwandte Mühe umsonst gewesen ist.“ Flattich nahm den Knaben an, versuchte seine Cur, und sie schlug trefflich an. Aus dem desperaten Menschen ist ein trefflicher, kräftig wirkender Mann geworden.

2. Der fromme Spener, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Dresden und Berlin in grossem Segen für die Errettung der Seelen wirkte, hatte einen reich begabten, aber ungerathenen Sohn. Alle Mittel der Liebe und des Ernstes waren fruchtlos gewesen. Endlich blieb dem betrübten Vater nichts mehr übrig, als für sein Kind zu beten. Er schrie zu Gott, er möchte seinen Sohn retten. Die Wege dazu stellte er seiner Weisheit anheim. Einige Zeit darauf erkrankte der verlorne Sohn heftig. Wochenlang lag er beinah stumm und regungslos in grossen,

innern Kämpfen. Auf einmal erhob er mit Gewalt die Hände und rief aus gepresster Brust: „Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge!“ Bald darauf liess die Krankheit nach. Er fand leibliche und geistige Ruhe. Bald konnte sein Vater rühmen: „Mein Sohn ist leiblich und geistig gerettet!“ Noch vor seinem Tode sah er ihn als einen würdigen Mann in einem gesegneten Amte.

40. Das Vaterunser.

1. Das Vaterunser ist unter allen Gebeten eine wahre Perle, welche unser Herr seiner Kirche als einen Brautsc haz gegeben hat, daß sie nimmer verarme. Und wenn in Häusern und in Kirchen das Vaterunser von Alten und von Jungen recht gebetet würde und nicht leichtfertig geplappert, wie leider Gottes so oftmals, wir würden davon viel Segen haben, und der Sünden, meine ich, müßten im Lande weniger werden. Denn wenn Einer täglich von Herzen betet: „Vaterunser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name!“ — wie kann dem desselbigen Tages eine Lüge, oder ein Fluch, oder gar ein Meineid über die Lippen gehn? Und wo es dennoch geschehe, wird sein Gewissen ihn packen und zerschlagen und ihm nicht Ruhe lassen. — Und wer einen Feind hat, wider den sein Herz Gift und Galle ist, und er spricht zu seinem Gott: „Vergieb mir meine Schuld, wie ich vergebe meinen Schuldigern!“ ich meine, der muß seines Gottes sich schämen, so wahr und gewiß, als er selbst nach Vergebung seiner Sünden dürstet. — Ich weiß davon ein paar Geschichten, die ich nicht will unerzählt lassen.

2. Zu Sörup im Herzogthum Schleswig lebte ein rechtschaffener Bauersmann, welcher Beisitzer eines Friedensgerichtes war, und wer am Ort einen Prozeß führen wollte, mußte erst vor dieses Friedensgericht, ob nicht in Liebe und Güte eine Versöhnung geschehen könne. Da kamen eines Tages zwei Nachbarn vor dies Gericht, welche einen Prozeß wider einander hatten, der langwierig ausfah, und mehr Geld gekostet hätte, als die ganze Sache werth war. Die Friedensrichter suchten zu schlichten, wie sie nur konnten; aber, wie einmal die Menschen sind, die Nachbarn ließen auf sich einreden, und blieben hart wie die Klöße. Das will dem Bauer nicht in den Kopf, und etliche Tage darnach läßt er die Beiden noch einmal vor sich kommen und einige gute Freunde dazu, ob jetzt sein Wort vielleicht eine bessere Stelle finden würde. Und wie sie beisammen sind und harren, daß er von dem Prozeß zu handeln anfange, spricht er: „Liebe Freunde und Nachbarn! unsere Vorfahren pfl egten, wenn sie an eine so wichtige Sache gingen, zuvor ein andächtiges Vaterunser mit einander zu beten. Lasset uns ihrem Beispiele folgen.“ — Darauf zieht er die Mütze ab, faltet die Hände und betet: Vaterunser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name! — Und Alle sprachen es mit ihm bis zum: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, und bis zum Amen. — „Nun Nachbarn“, sagte der Bauersmann, „ihr wollt also den Prozeß partu führen?“ Da schwiegen die Beiden eine Weile; dann sprach der Eine: Ich will Friede machen! und der Andere sprach: Ich

auch! Und sie reichten einander die Hände, und keine Viertelstunde hat's gedauert, da war der Vergleich zu Stande. — Wer hat ihn zu Stande gebracht, der Bauerzmann von Sörup, oder das Vaterunser?

3. Die andere Geschichte aber ist folgende: Ein Geistlicher wird gerufen, um einen Schuhmacher, der vor Gericht steht, zum Eide vorzubereiten. Ich weiß nicht, in welcher Angelegenheit es war, um einer Erbschaft, oder um eines Verbrechens willen. Der Geistliche kennt den Mann, und weiß, daß auf seine Treue wenig zu geben ist; er läßt sich die Sache berichten und sieht seinen Mann darauf an. Willst du schwören? fragt er. Ja! war die Antwort. Aber in diesem Ja, und in dem angstvollen Blick des Auges und den zusammengepreßten Lippen merkte er: Es ist wie er gefürchtet; der Mensch will einen Meineid schwören. „Bedenke, was du thun willst“, redete er ihm zu; „der heilige Geist ist dir nahe!“ Doch jener blieb dabei, er will schwören. Aber je ernstlicher der Geistliche sein Gewissen faßt und ihm Gottes Wort vorhält, desto kälter bleibt der Schuhmacher bei seiner Sache. Den Geistlichen ergreift eine Bangigkeit; er hat kein Wort mehr, und der Mensch steht da, bereit, den heiligen Gott zu lästern. Da faßt es ihn, er weiß nicht wie; er hebt seine Hände auf und betet über dem Sünder ein inbrünstiges Vaterunser. — Der steht wie vom Donner gerührt, leichenblaß, zitternd am ganzen Leibe, er will reden, und das Wort stirbt ihm in der Kehle. Auf einmal schreit er: Nein, nein, ich schwöre nicht! — Und der Geistliche spricht: Herr Gott ich danke dir! — Wer hat den Unglücklichen vor dem Meineid bewahrt — der Geistliche oder das Vaterunser?

41. Geschichten zu geistlichen Liedern.

a) Warum sollt' ich mich denn grämen.

Der bekannte Liederdichter Paul Gerhardt wurde im Jahr 1666 seines Predigeramtes in Berlin entsetzt. Auf Veranlassung des Rathes und der Bürgerschaft zu Lübben hielt er am 14. Oct. 1668 daselbst eine Gastpredigt. Sogleich am folgenden Tage trug ihm der Rath mit allgemeiner Zustimmung der Bürgerschaft die dasige Archidiaconatsstelle nun bestimmt an, und Gerhardt nahm sie wie einen Posten aus der Hand des Herrn. Sein Antritt wurde aber durch mancherlei Verdrüsslichkeiten, welche wegen des nöthigen Ausbaues der Amtswohnung entstanden, und durch eine gefährliche Krankheit seines einzigen Sohnes, Paul Friedrich, bis weit in das Jahr 1669 verschoben, indem er erst am Trinitatisfeste dieses Jahres sein neues Amt und zwar in einem Alter von 63 Jahren antreten konnte.

Dass er diese neu übernommene Arbeit im Weinberge des Herrn nicht allzu lange hindurch vollführen werde, liess sich wohl befürchten. Nach siebenjährigem treuen Dienste daselbst rief ihn der Herr am 7. Juni 1676 von seinem Tagewerk auf Erden ab. Er starb mit den Worten des achten Verses seines eigenen herrlichen Liedes: Warum sollt ich mich denn grämen —

Kann uns doch kein Tod nicht tödten,
Sondern reisst
Unsern Geist
Aus viel tausend Nöthen,
Schliesst das Thor der bittern Leiden
Und macht Bahn,
Da man kann
Geh'n zur Himmelsfreuden.

Sein Leben auf Erden währte genau 70 Jahre, von welchen er 25 als ein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse verbracht hatte. In der Hauptkirche zu Lübben ruhen seine Gebeine.

b) **Wer nur den lieben Gott lässt walten.**

Der Verfasser dieses Liedes ist Georg Neumark, geboren im Jahr 1621. Er war nicht immer herzoglich-sächsischer Archivsecretair und Leihbibliothekar zu Weimar, sondern es gab eine Zeit, da war er ohne Versorgung und lebte in so grosser Armuth zu Hamburg, dass er sich einst genöthigt sah, seinen Gefährten in manchen Leiden, seine theure Viola di Gamba, die er mit seltener Fertigkeit spielte, zu versetzen. Da er aber nicht aufhörte, dem Herrn zu singen und zu spielen in seinem Herzen, so blieb auch ein Zeichen der Erhörung nicht aus. Neumark wurde nämlich an den schwedischen Gesandten zu Hamburg, von Rosenkranz, empfohlen. Zur Probe liess dieser ihn eine Schrift an die Reichsräthe in Schweden aufsetzen, welche die Ernennung zum Gesandtschaftssecretair zur Folge hatte. Sein erstes Geld musste seine Viola heimholen, und sein dankerfülltes Herz ergoss sich in dem schönen Liede: *Wer nur den lieben Gott lässt walten*,“ das sogleich auch mit der Musik geboren wurde.

c) **Nun danket alle Gott.**

Der Sänger dieses Liedes, welches so oft bei Erntefesten, wie am Jahresschlusse und an Friedensfesten gesungen worden ist und noch gesungen wird, ist Martin Rinkart, Archidiakonus zu Eilenburg in der Provinz Sachsen. Er hat mit seiner Gemeinde die ganzen, schweren Drangsale des dreissigjährigen Krieges durchlebt. Die furchtbare Pest, welche zu jener Zeit die deutschen Lande durchzog, wüthete auch in Eilenburg. Es starben täglich 40 — 50 Personen, im ganzen Pestjahre 8000. Dreimal täglich half Rinkart die Pestleichen beerdigen, wobei jedesmal 10—12 Leichen in eine Grube gelegt wurden. Auf solche Weise hat er 448 Personen beerdigt. Er blieb aber dabei so gesund, dass ihm nicht ein Finger weh that. Auf die Pest folgte eine eben so fürchterliche Hungersnoth, bei welcher Viele den Hungertod starben. Man sah dazumal öfters 20—30 Personen einem Hunde oder einer Katze nachlaufen, um sie einzufangen, und hinwiederum 40 Personen sich um eine todte Krähe zanken. Das Aas vom Schindanger wurde sogar nicht verschmäht. In dieser Noth gab Rinkart

das Letzte hin und litt, um Andern zu helfen, lieber selber Mangel; vor seiner Thür sammelten sich bisweilen 4—800 Menschen. Später brandschatzte ein schwedischer Obrist Dörffling die Stadt, und forderte 30,000 Thaler; da gelang es nur durch die inständigen Bitten und Vorstellungen Rinkarts, dass er sich mit 2000 Gulden begnügte. Als nun alle diese Leiden vorüber waren und 1644 die Hoffnung auf das Ende des Krieges immer sicherer wurde, da hat Rinkart genanntes Lob- und Danklied gedichtet; dabei hat er Jes. Sirach, Cap. 50, 24—26 vor Augen gehabt. Das Friedensfest nach Beendigung des dreissigjährigen Krieges hat er den 10. Dec. 1648 mitgefeiert; er starb ein Jahr später. In jener furchtbaren Zeit vor nunmehr 220—260 Jahren, wo erst die Pest und dann der 30jährige Krieg Deutschland verheerte, wurden noch manche unserer schönsten Kirchenlieder von frommen Männern gedichtet, die ihre Hoffnung allein auf Gott und seine Gnade setzten. Zu solchen Kirchenliedern gehören z. B. folgende: „Valet will ich dir geben“ von Valerius Herberger, „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme der Wächter“ von Philipp Nicolai, „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“, „Jesu deine tiefen Wunden,“ „Zion klagt mit Angst und Schmerzen“ von Johann Herrmann, „O Ewigkeit, du Donnerwort“ und „Werde munter mein Gemüthe“ von Johann Rist, „Befehl du deine Wege,“ „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld,“ „Fröhlich soll mein Herze springen,“ „O Welt sieh hier dein Leben,“ „O Haupt voll Blut und Wunden,“ „Wie soll ich dich empfangen“ und viele andere von Paul Gerhard, „In allen meinen Thaten“ von Paul Flemming.

42. Sprüchwörter zu den zehn Geboten.

zum 1. Gebot. Die Ehr', die Wollust und das Geld — sind die Sünden dieser Welt. — Der Geiz sucht seinen Himmel im Noth. — Ein goldener Schlüssel schließt alle Thüren auf, nur die Himmelsthüre nicht. — Wer Gott nur halb ist, ist ganz des Teufel's. — Hochmuth kommt vor dem Fall. Sein leiblicher Bruder ist der Stolz und seine kleine Schwester ist die Eitelkeit. — Wenn der Teufel ärndten will, streut er Hochmuthsamen aus. — Gott sieht's, Gott hört's, Gott straft's. Wer unter Gottes Hand sich nicht beugen will, muß darunter brechen. Geld verloren, etwas verloren! Ehre verloren, viel verloren! Gott verloren, Alles verloren! An Gottes Segen ist Alles gelegen.

zum 2. Gebot. Das Herz ist die Quelle, die Zunge ist die Rinne. — Besitzt der Teufel das Herz, so regiert er auch die Zunge. — Wüßtes Maul, wüßtes Herz, — wüßtes Herz, wüßtes Maul. — Unverdienter Fluch trifft nicht. — Einmal verschworen, ewig verloren! — Hoch schwören zeigt tiefes Lügen. — Ein Mann, ein Wort; ein Wort, ein Mann! — Hexerei und Schelmerei trägt des Teufels Liverei. — Man soll den Teufel nicht an die Wand malen — er kommt sonst. — Beten hat jeder von Nöthen, und lernt's in Nöthen. — Den Menschen giebt man

mit Gaben, Gott mit Nehmen und Danken. — Morgensegen und Abendsegen auf allen Wegen.

Num 3. Gebot. Kirchengehen säumet nicht, Almosengeben armet nicht. — Was der Sonntag erwirbt, schon am Montag verdirbt. — Vorbei an der Kirch' und am Schulhaus geht der kürzeste Weg in's Zuchthaus. — Gottes Wort soll nicht sein, wie ein Schlag in's Wasser, vielmehr wie ein Samenkorn, das in ein fruchtbares Erdreich fällt. — Dreierlei Werke sind am Tage des Herrn erlaubt: Amtswerke, Nothwerke, Liebeswerke. Von allen dreien handelt Matth. 12, 3—12. Wie so? — Wie man im Haus liest die Bibel, so steht auf dem Hause der Siebel.

Num 4. Gebot. Gott, den Eltern und Lehrern kann man nimmer genugsam vergelten. — Auch die schlechteste Obrigkeit ist immer noch besser als gar keine. — Will ein Jeder Hans Obenan sein, ist's aus mit dem Fried' und wird Hader sein. — Wer Gott, Eltern und Vaterland lästert, der schändet sein eigen Gesicht. — An guter Lehr trägt Keiner schwer. — Wer Gott ehrt, der ehrt auch seine Boten. — Wer eine Lampe haben will, muß auch Del aufgießen. — Untreue schlägt den eignen Herrn. — Ein Knecht soll nichts verlieren und nichts finden.

Num 5. Gebot. Mit den Sünden Krieg, mit den Menschen Friede. — Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel. — Aus dem Schadenfrohen lacht der Teufel. — Friede ernährt, Unfriede verzehrt. — Haß und Neid macht die Hölle weit. — Gute Sache bezieht Gott die Rache. — Wo man mit Feuerbränden wirft, bläst der Teufel in die Asche. — Rache macht ein kleines Recht zum großen Unrecht. — Mit Worten todtschlagen ist auch gemordet. — Ein fröhlich Wort ist des Gemüthes Speise. — Allzurecht thut Unrecht. — Geld kann viel, Liebe kann Alles. — Ein gut Wort findet allzeit auch eine gute Statt.

Num 6. Gebot. Gelegenheit macht Diebe, auch Hurer und Ehebrecher. — Kind, wirst du roth, so warnt dich Gott. — Verlorne Ehr' kehrt nimmermehr. — Aus einem kleinen Fünkeln kann großes Feuer werden. — Scham hindert Schande. — Ist der Wurm im Herzen, so geht der Baum zu Grunde. — Womit einer umgeht, das hängt ihm an. — Geheime Anzucht, offene Schande. — Ist das Geld die Braut, taugt die Ehe selten was. — Ein guter Name ist ein schönes Heirathsgut. — Sammt und Seide löschen das Feuer auf dem Herde aus.

Num 7. Gebot. Ein Mal gestohlen, allezeit ein Dieb. — Unrecht Gut gedeiht nicht. — Vorgen, Sorgen. — Noth führt zu Gott. — Kartenspiel ist des Teufels Gebetbuch. — Wer will haben, der muß graben. — Frage nicht, was Andre machen, acht' auf deine eignen Sachen. — Wenn alle Sünden alt werden, wird der Geiz jung. — Vor dem Bettelbrote ist Keiner sicher. — Hier gefunden, hier gelassen. — Ein guter Rath ist Goldes werth. — Arme Leute bringen einen Gruß vom lieben Gott mit.

zum 8. Gebot. Guter Leumund ist ein zweites Erbtheil. — Honig im Munde, Galle im Herzen. — Uebermäßiges Lob ist Honig voller Gift. — Mancher hat draußen hundert Augen und daheim kaum eins. — Drei R hat Gott sich vorbehalten: Rühmen, Richten, Rächen. — Verzeihe dir nichts und Andern viel. — Argwohn ist mit dem Teufel aus einer Schüssel. — Aus kleinem Wort kommt großer Schade. — Das beste Deutsch ist, das von Herzen kommt.

B. Vermischten Inhalts aus dem Natur- und Menschenleben.

43. Ein frohes Herz, gesundes Blut ist besser als viel Geld und Gut.

Ein armer Jüngling kam einst mit seinem früheren Lehrer wieder zusammen und klagte ihm bitter, wie es ihm so übel erginge, wie es dieser und jener seiner ehemaligen Schulgenossen weit besser hätte; sie wären reich begütert, er dagegen litte Mangel an Allem. „Bist du denn wirklich so arm?“ sprach der Lehrer, „du stehst ja in voller Gesundheit vor mir. Diese Hand“ fuhr er fort, indem er seine Rechte ergriff, — „kräftig und geschickt zur Arbeit, — würdest du sie wohl um tausend Thaler dir abnehmen lassen?“ „Bewahre mich Gott“ sprach der Jüngling, „wie könnte mir das einfallen?“ „Und deine Augen“, fuhr der Lehrer fort, „die so frisch in Gottes schöne Welt hinein schauen, um wie viel Geld würdest du sie wohl hingeben? Und dein Gehör, durch das der Gesang der Vögel, die Stimme deiner Freunde zu dir dringt, würdest du es wohl um die Schätze eines Königs vertauschen?“ „Gewiß nicht“, antwortete der Jüngling. „Nun denn,“ versetzte der Lehrer, „so klage nicht, daß du arm bist. Du hast Güter, die alles Geld überwiegen.“

44. Drei Paar und Einer.

Du hast zwei Ohren und Einen Mund,
Willst du's beklagen?
Gar Vieles sollst du hören und
Wenig drauf sagen.

Du hast zwei Augen und Einen Mund,
Mach dir's zu eigen:
Gar Manches sollst du sehen, und
Manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und Einen Mund;
Lern' es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit, und
Einer zum Essen.

45. Die Finger.

Die Finger zankten hin und her,
Wer doch der Wichtigste wohl wär'.
„Still da! der Stärkste, der bin ich!
Ihr seid nichts nütze ohne mich!
Mehr, als ihr Vier, thu' ich allein!
Drum muss ich euer König sein.“
So schrie der Daumen. Schon geringer
Erhob die Stimm' der Zeigefinger:
„Die größten und die feinsten Sachen
Kann ich allein am besten machen!
Der Fleissigste und Tüchtigste
Bin ich, und drum der Wichtigste!“
Der Mittelfinger rief: „Lernt Sitte!
Als Herr steh' ich in eurer Mitte!
Ich bin der Längste und der Grösste,
Und darum auch der Allerbeste!“
Da sagte der Goldfinger: „Seht,
Mich schmücken Gold und Edelstein;
Drum muss ich mehr, als ihr, doch sein!“
Der kleine Finger stille schwieg
Und mischte sich nicht in den Krieg.
Da riefen ihm die Andern zu:
„Sprich doch: was nütze dich denn nur du?“ —
Er sprach: „Geschaffen hat mich Gott,
Wie euch, — doch nicht zu eurem Spott!
Der mich gebildet, wird auch wissen
Wozu ich werde nützen müssen!
Er hat ja Alles in der Welt
Auf seinen rechten Platz gestellt!
Wer thut und leistet, was er kann,
Was Gott will, der hat recht gethan!“ —
Die Andern hörten, was er sprach,
Und dachten wohl darüber nach;
Still überlegten sie es sich
Und sprachen dann einmüthlich:
„Hast wahr gesprochen, lieber Kleiner!
Du bist so gut, als unser Einer!“

46. Der Sonnenaufgang.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus;
Es giebt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus,
Die Sonne will aufgehen.

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!

Gehet alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter.

Von ungesähr kann das nicht sein,
Das könnt ihr euch wohl denken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn zieh'n und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß wer sein, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen;
Er schüttet seine Wohlthat hin
Und läffet sich nicht sehen.

Und hilft und segnet für und für,
Giebt jedem seine Freude,
Giebt uns den Garten vor der Thür
Und unsrer Ruh die Weide.

Und hält euch Morgenbrot bereit
Und läßt euch Blumen pflücken
Und stehet, wann und wo ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken.

Sieht Alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freuet, was euch tränkt,
Und liebt euch alle Wege.

47. Der Himmel.

„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?“
Das will ich gleich dir sagen:
Wenn du, schnell wie ein Vögelein,
Die Flügel könntest schlagen,
Und stiegest auf und immer auf
In jene blaue Ferne,
Und kämest endlich gar hinauf
Zu einem schönen Sterne,
Und fragtest dort ein Englein:
„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?“
Dann sei gewiß, das Englein spricht:
„Mein Kind, das weiß ich selber nicht;
Doch frag' einmal dort drüben an,
Ob jener Stern dir's sagen kann!
Du brauchst indeß nicht sehr zu eilen,
Es sind nur hunderttausend Meilen.“
Und flögst du nun zum Sternlein dort,

Man sagt dir doch dasselbe Wort,
Und flögst du weiter fort und fort,
Von Stern zu Stern, von Ort zu Ort: —
Es weiß doch Niemand dir zu sagen,
Du wirst doch stets vergeblich fragen:
„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?“
Denn, Kind, das weiß nur Gott allein!

48. Die schönsten Schäfchen.

Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der goldne Mond,
Der hinter unsern Bäumen
Am Himmel drüben wohnt.

Er kommt am späten Abend,
Wenn Alles schlafen will,
Hervor aus seinem Hause
Zum Himmel leis' und still.

Dann weidet er die Schäfchen
Auf seiner blauen Flur,
Denn all' die hellen Sterne
Sind seine Schäfchen nur.

Sie thun sich nichts zu Leide,
Hat ein's das and're gern,
Und Schwestern sind und Brüder
Da droben Stern an Stern.

Und soll ich ein's dir bringen,
So darfst du niemals schrei'n,
Musst freundlich wie die Schäfchen
Und wie ihr Schäfer sein!

49. Der Lenz ist angekommen.

Der Lenz ist angekommen!
Habt ihr ihn nicht vernommen?
Es sagen's euch die Vögelein,
Es sagen's euch die Blümelein:
Der Lenz ist angekommen!

Ihr seht es an den Feldern,
Ihr seht es an den Wäldern,
Der Kuckuk ruft, der Finte schlägt,
Es jubelt, was sich froh bewegt:
Der Lenz ist angekommen!

Hier Blümlein auf der Haide,
Dort Schäflein auf der Weide.
Ach, seht doch, wie sich Alles freut,
Es hat die Welt sich schön erneut:
Der Lenz ist angekommen!

50. O wie ist die Welt so schön.

O wie ist die Welt so schön
In dem Frühlingskleide!
In den Thälern, auf den Höh'n
Liebe, Friede, Freude!
Süße Düfte, Vogelsang,
Stimmt ein mit Harfenklang.

Singt ein heil'ges Lied dem Herrn,
Da im Brautgewande
Prangen Fluren nah und fern,
Jauchzt ihm, alle Lande!
Wo sein Lebensodem weht,
Alles neu verjüngt ersteht.

Ja, die schöne Wunderwelt
Preist des Schöpfers Ehre,
An dem hohen Sternenzelt
Jauchzen seine Heere,
Tag verkündigt's froh dem Tag,
Und die Nacht, sie singt es nach.

Darum soll auch Preis und Dant
Meine Seele bringen.
Und den heil'gen Lenzgesang,
Meinem Schöpfer singen,
Ist die Erde schon so schön,
Wie wird's sein in Himmels Höh'n!

51. Das Beilchen.

Beilchen, unter Gras versteckt,
Wie mit Hoffnung zugeeckt,
Beilchen! freue dich mit mir,
Sonne kommt ja auch zu dir.

Sonne scheint mit Liebeschein
Tief dir in dein Herz hinein.
Trocknet deine Thränen dir —
Beilchen! freue dich mit mir!

52. Wir pflügen und wir streuen.

Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land; doch Wachstum und Gedeihen steht nicht in unsrer Hand. Alle gute Gabe kommt von oben her, von Gott, vom schönen blauen Himmel herab.

Er sendet Thau und Regen und Sonn- und Mondenschein und wickelt reichen Segen gar zart und künstlich ein. Alle gute Gabe kommt von oben her, von Gott, vom schönen blauen Himmel herab.

Er bringt ihn dann behende in unser Feld und Brot; es geht durch unsre Hände, kommt aber her von Gott. Alle gute Gabe kommt von oben her, von Gott, vom schönen blauen Himmel herab.

53. Beim Aussäen des Samens.

Sink', o Körnlein, denn hinab, sink' in's stille, kühle Grab, in das Bett von Erde; Erde streu' ich auf dich her, bis, mein Körnlein, ich nichts mehr von dir sehen werde!

Wüsstest du, was ich da thu', hättest Sprache du dazu, ach, du sprächst mit Leben: „Nie seh' ich die Sonne mehr; in dem Dunkel um mich her endet alles Leben!“

Aber, Körnlein, habe Muth! Sieh', du liegst da sanft und gut, hast bald ausgeschlafen! Blickst dann aus dem Grab hervor, blühst als Blume schön empor, bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab, so wie du, in's kühle Grab, mich auch deckt die Erde; aber herrlicher noch ruft aus der stillen, düstern Gruft mich des Schöpfers „Werde!“

54. Ackerbau ein göttliches Werk.

Ackerbau ist ein göttlich Werk, das Gott im 1. Buch Moses befohlen hat: Bauet die Erde und machet sie euch unterthan; ob sie gleich Dornen und Disteln trägt, so lehret euch nicht daran, es soll euch doch euer Theil wachsen. Der Bauern Arbeit ist am fröhlichsten und voller Hoffnung; denn Pflügen, Säen, Pflanzen, Pflöpfen, Abmähen, Dreschen, Holzhausen: das hat Alles große Hoffnung. Große Herren und Fürsten haben große, wichtige Sachen und Händel zu verrichten, haben deshalb mehr Sorge und Gefahr. Wenn ein Bauer die Fährlichkeit und Mühe eines Fürsten wüßte, er würde Gott danken, daß er ein Bauer ist und in dem seligsten und sichersten Stande lebt. Bürgern wird ihr Fortkommen sauer; sie kaufen mit Sorgen und Arbeit und verkaufen oft wieder mit Verlust und Schaden; ja, die da wollen aufrichtig und ehrlich handeln, müssen viel Schaden des Lebens haben in der Nahrung. Aber den Bauern allein wächst Alles durch Gottes Segen frei, ohne große, sonderliche Müh' und Sorge; was ihnen wächst verkaufen sie, und leben ohne Sorge, allein, daß sie ihre Zinsen und Zehnten geben; denn das Land ist des Fürsten.

55. Die Blumen.

Wer hat die Blumen nur erdacht,
Wer hat sie so schön gemacht,
Gelb und roth und weiß und blau,
Daß ich meine Lust dran schau'?

Wer hat im Garten und im Feld
Sie so auf einmal hingestellt?
Erst war's doch so hart und kahl,
Blüht nun Alles auf einmal.

Wer ist's, der ihnen allen schafft
In den Wurzeln frischen Saft,
Gießt den Morgenthau hinein,
Schiebt den hellen Sonnenschein?

Wer ist's, der sie alle ließ
Duften noch so schön und süß,
Daß die Menschen, groß und klein,
Sich in ihren Herzen freu'n?

56. Der Kirschbaum.

Zum Frühling sprach der liebe Gott:
„Geh', deck dem Würmlein seinen Tisch!“
Darauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter, grün und frisch.

Und's Würmlein — aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus.
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

Und drauf, so nagt's mit stillem Zahn
Am zarten Blättchen hier und dort
Und spricht: „Wie ist's Gemüs' so gut,
Man kommt schier nimmer wieder fort.“

Und aber sprach der liebe Gott:
„Deck' jetzt dem Bienlein seinen Tisch!“
Darauf der Kirschbaum Blüthen trug,
Viel tausend Blüthen weiss und frisch.

Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut's Bienlein, und es fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee sein,
Sie haben kostbar Porzellan;

Wie sauber seh'n die Kelchlein aus!“
So steckt's sein Züngelchen hinein
Und trinkt und sagt! „Wie schmeckt's so süß,
Der Zucker muss doch wohlfeil sein!“

Zum Sommer sprach der liebe Gott:
„Deck auch dem Spätzlein seinen Tisch!“
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen, roth und frisch.

Und's Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint?
Da nimmt man Platz und fragt nicht lang',
Das giebt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang.“

Zum Herbste sprach der liebe Gott:
„Räum' ab, sie haben Alle jetzt!“
Drauf kam die kühle Bergesluft,
Und schon hat's kleinen Reif gesetzt.

Die Blätter werden gelb und roth
Und fallen bei des Windes Weh'n;
Denn was vom Boden aufwärts kommt,
Muss auch zum Boden abwärts gehn.

Zum Winter sprach Gott zum Beschluss:
„Deck' wacker zu, was übrig ist!“
Da streut er Schnee im Ueberfluss.

Erst weiss, wie Schnee, dann grün, wie
Gras, dann roth, wie Blut, und isst
Man's nun, dann schmeckt es gut.

57. Der Weltverbesserer.

Ein Bauerzmann lag in dem Schatten einer Eiche und betrachtete eine Kürbisstaude, die an dem nächsten Gartenzaune empor wuchs. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Hm, hm! Das gefällt mir nicht, daß die kleine, niedrige Staude dort so große, prächtige Früchte trägt; und der große, herrliche Eichenbaum hat doch nur so kleine armselige Eicheln. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, dann müßte mir der Eichenbaum mit lauter großen, goldgelben Kürbissen prangen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen!“

Kaum hatte er dies gesagt, so fiel eine Eichel herab, und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. „O weh!“ rief jetzt der Weltverbesserer erschrocken, „da habe ich für meine Naseweisheit einen derben Nasensüßer bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbis gewesen wäre, so hätte sie mir die Nase garstig zerquetscht.“

58. Die Lerche.

Die Lerche in den Lüften schwebt
Und singt den Morgen an;
Vom grünen Feld sie sich erhebt
Und grüßt den Ackerzmann.

Gar hoch kann sie sich schwingen,
Daß man's kaum sehen mag;
Dabei hört man sie singen,
Gott loben Tag für Tag.

59. Der Staar.

Der alte Jäger Morig hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn z. B. der Jäger rief: „Stärlein, wo bist Du?“ da schrie der Staar allemal: „Da bin ich!“ — Des Nachbarns kleiner Karl hatte an dem Vogel seine ganz besondere Freude, und machte ihm öfters einen Besuch. Als Karl wieder einmal kam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche und wollte sich damit fort-schleichen. Allein in eben dem Augenblick kam der Jäger. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen und rief wie gewöhnlich: „Stärlein, wo bist du?“ — Und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie so laut er konnte: „Da bin ich!“

60. Das Schaf.

a. Das Schaf giebt uns Wolle zu Strümpfen, Mützen, Handschuhen und vielen andern gestrickten Sachen. Aus der Wolle des Schafes wird Tuch gewoben zu warmen Kleidern für Alt und Jung, aus seinem Talge bereiten die Seifensieder Seife und Lichte. Nach seinem Tode liefert es uns den wohlschmeckenden Hammelbraten. Aus seinen Därmen macht man Saiten zu Geigen und auch für den grossen Brumbass. Weil das Schaf ein so nützlich und dabei ein so liebes, sanftes Thier ist, so hält's der Mensch in seinem Hause. Es ist ein Hausthier gewesen, so lange es Menschen giebt. Schon Abel war ein Schäfer.

b. Das Schaf lässt sich geduldig scheeren und thut seinen Mund nicht auf gegen seinen Scheerer. Es lässt sich geduldig zur Schlachtbank führen. Heiden und Juden haben Gott dem Herrn oft Lämmer zum Opfer dargebracht zur Versöhnung für ihre Sünden. So geduldig und still wie ein Lamm ging auch unser Herr Christus in den Kreuzestod.

Johannes der Täufer sagt von ihm: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“

61. Zum Geburtstage der Mutter.

Von des Lebens erstem Morgen hast du, Mutter, mich gepflegt und mit mütterlichen Sorgen mich ernähret und gehegt.

D, mit welcher Muttertreue nahmst du mich an deine Brust! Sorgtest täglich wohl aufs Neue für des Kindes Freud' und Lust.

Sahest sorgend an der Wiege, daß mich ja kein Unglück traf, daß nicht Mücke und nicht Fliege störte meinen süßen Schlaf.

Wenn vor Schmerz dein Kindlein weinte, hast du wohl die ganze Nacht an dem kleinen Wiegenbettchen schwer besorgt bei mir gewacht.

Habe Dank für deine Liebe! Gute Mutter habe Dank! Und ich will mit treuem Herzen lieben dich mein Lebenslang.

62. Vöglein singen, Blumen blühen.

Vöglein singen, Blumen blühen,
Grün ist wieder Wald und Feld.
O so laßt uns ziehn und wandern
Von dem einen Ort zum andern
Durch die weite grüne Welt!

Wie im Bauer sitzt der Vogel,
Sahen wir noch jüngst zu Haus.
Aufgethan ist jetzt das Bauer,
Hin ist Winter, Kält' und Trauer,
Und wir fliegen wieder aus.

Freude lebt auf allen Wegen,
Um uns, mit uns, überall.
Freude säuselt aus den Lüften,
Hauchet aus den Blumendüften,
Tönt im Sang der Nachtigall.

Nun so laßt uns ziehn und wandern,
Durch den neuen Sonnenschein,
Durch die lichten Au'n und Felder,
Durch die dunkelgrünen Wälder
In die neue Welt hinein.

63. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels im wilden Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum *

Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Lass't meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wenn die Sturmglöck einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

64. Abendläuten.

Aus dem Dörflein da drüben, vom Thurme herab,
Da läuten die Menschen den Tag zu Grab.
Sie läuten und läuten, und ich und du,
Wir hören gar gerne dem Läuten zu.

Wenn sie läuten, da sollen wir immerdar fein
Zum Singen und Beten gerüstet sein.
Wir sagen der Glocke gar grosse Ehr':
Denn's Läuten ist immer bedeutungsschwer.

Wenn sie läuten am Sonntag, das klinget wohl schön,
Da sollen wir stille zur Kirche geh'n,
Und sollen, versammelt an heil'gem Ort,
Uns predigen lassen des Herren Wort.

Und zur Tauf' und zur Trauung läuten sie auch.
Das Läuten ist immer ein heil'ger Brauch,
Und wird uns die letzte Ehr' gethan,
So fangen die Glocken zu läuten an.

Bet' eifrig, jetzt schlagen sie dreimal drei;
Bald sind nun die Leute vom Läuten frei.
So schlagen zum Ende die Christenleut'
Zu Ehren der heil'gen Dreieinigkeit.

65. Einfuhr.

Bei einem Wirth'e wundermild
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingeklehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, kühlen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel;
Gefegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

66. Geh aus, mein Herz, und suche Freud'.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narzissen und die Tulipan
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Läubchen fliegt aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Vöcklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwäbtlein speißt ihr' Jungen.
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,
Und malen sich an ihrem Rand
Mit schattenreichen Myrthen.

Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Fliegt hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise.
Des süßen Weinstock's starker Saft
Kriegt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reife.

Ich selber kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk ich, bist du hier so schön,
Und läßt du uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?

O wär ich da! O stünd' ich schon,
Ach süßer Gott vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen!
So wollt ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

67. Der gute Reiche.

An einem Fluss, der rauschend schoss,
Ein armes Mädchen sass;
Aus seinen blauen Aeuglein floss
Manch' Thränchen in das Gras.

Es wand aus Blümchen einen Strauss
Und warf ihn in den Strom.
Ach guter Vater! — rief sie aus, —
Ach, lieber Bruder, komm!

Ein reicher Herr gegangen kam
Und sah des Mädchens Schmerz,
Sah ihre Thränen, ihren Gram,
Und dies brach ihm das Herz.

„Was fehlet, liebes Mädchen, dir?
Was weinst du so früh?
Sag' deiner Thränen Ursach mir!
Kann ich, so heb' ich sie.“

„Ach lieber Herr!“ sprach sie und sah
Mit trübem Aug' ihn an,
„Du siehst ein armes Mädchen da,
Dem Gott nur helfen kann.

Denn sieh'! Dort jene Rasenbank
Ist meiner Mutter Grab,
Und ach! vor wenig' Tagen sank
Mein Vater hier hinab.

Der wilde Strom riss ihn dahin,
Mein Bruder sah's und sprang
Ihm nach; da fasst der Strom auch ihn,
Und ach! auch er ertrank.

Nun ich im Waisenhaus bin,
Und wenn ich Rasttag hab',
Schlüpf' ich zu diesem Flusse hin
Und weine mich recht ab.“

„Sollst nicht mehr weinen, liebes Kind!
Ich will dein Vater sein;
Du hast ein Herz, das es verdient,
Du bist so fromm und fein.“

Er that's und nahm es in sein Haus,
Der gute reiche Mann;
Zog ihm die Trauerkleider aus
Und zog ihm schön're an.

Es ass an seinem Tisch und trank
Aus seinem Becher satt. —
Du guter Reicher habe Dank
Für deine edle That!

68. Knabe und Schmetterling.

Knabe. Schmetterling,
Kleines Ding,
Sage, wovon du lebst,
Daß du nur stets in Lüften schwebst.

Schm. Blumenduft, Sonnenschein,
Das ist die Nahrung mein.

Der Knabe, der wollt' ihn fangen,
Da bat er mit Bittern und Bangen:
Lieber Knabe, thu' es nicht,
Laß mich spielen im Sonnenlicht,
Gh' vergeht das Abendroth,
Lieg' ich doch schon kalt und todt.

69. Knabe und Nest.

Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann:
O, rühre mein kleines Nest nicht an!
O sieh' nicht mit deinen Blicken hin!
Es liegen ja meine Kinder drin,
Die werden erschrecken und ängstlich schrein,
Wenn du schaust mit den großen Augen hinein.

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern,
Doch stand er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh,
Flog hin und deckte die Kleinen zu,
Und sah so freundlich den Knaben an:
Hab' Dank, daß du ihnen kein Leid gethan.

70. Die grüne Stadt.

Ich weiß euch eine schöne Stadt,
Die lauter grüne Häuser hat!
Die Häuser, die sind groß und klein,
Und wer nur will, der darf hinein.

Die Straßen, die sind freilich krumm,
Sie führen hier und dort herum,
Doch stets gerade fort zu gehn,
Wer findet das wohl allzuschön?

Die Wege, die sind weit und breit
Mit bunten Blumen überstreut;
Das Pflaster, das ist sanft und weich,
Und seine Farb' den Häusern gleich.

Es wohnen viele Leute dort,
Und alle lieben ihren Ort;
Ganz deutlich sieht man dies daraus,
Daß Jeder singt in seinem Haus.

Die Leute sind da alle klein,
Denn es sind lauter — Vögelein;
Und meine ganze grüne Stadt
Ist, was den Namen „Wald“ sonst hat.

71. Ich geh' durch einen grasgrünen Wald.

Ich geh' durch einen grasgrünen Wald
Und höre die Vögelein singen:
Sie singen so jung, sie singen so alt,
Die kleinen Vögelein in dem Wald,
Die hör' ich so gerne wohl singen!

D sing' nur, singe Frau Nachtigall!
Wer möchte dich, Sängerin, stören?
Wie wonniglich klingt's im Wiederhall?
Es lauschen die Blumen, die Vögel all'
Und wollen die Nachtigall hören.

Nun muß ich wandern bergauf, bergab;
Die Nachtigall singt in der Ferne!
Es wird mir so wohl, so leicht am Stab,
Und wie ich schreite hinaus, hinab:
Die Nachtigall singt in der Ferne!

72. Waldlied.

Im Walde möcht ich leben
Zur heißen Sommerzeit!
Der Wald, der kann uns geben
Viel Lust und Fröhlichkeit.

In seine kühlen Schatten
Winkt jeder Zweig und Ast;
Das Blümchen auf den Matten
Nickt mir: „Komm, lieber Gast!“

Wie sich die Vögel schwingen
Im hellen Morgenglanz!
Und Hirsch' und Rehe springen
So lustig, wie zum Tanz.

Von jedem Zweig und Reife
Hör' nur, wie's lieblich schallt!
Sie singen laut und leise:
„Kommt, kommt zum grünen Wald!“

73. Es regnet.

Es regnet!
Gott segnet
Die Erde, die so durstig ist,
Daß ihren Durst sie bald vergißt!
O frischer Regen,
Du Gottessegne!

Es regnet!
Gott segnet
Den hohen Baum, den kleinen Strauch
Und all die tausend Blumen auch!
O frischer Regen,
Du Gottessegne!

TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU

Es regnet!
Gott segnet

Was lebt und webt in weiter Welt;
Für jedes Thier ein Tröpflein fällt!

O frischer Regen,
Du Gottesseggen!

Es regnet!
Gott segnet

Die Menschen alle väterlich;
Sein Himmelsthau erquickt auch mich!

O frischer Regen,
Du Gottesseggen!

74. Räthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einem blauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke
Und schwindelnd steigt sie in die Höh',

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nah'st, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet
Und wer sie künstlich hat geübt?

75. Wachtellied.

Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor:
„Fürchte Gott! fürchte Gott!“
Ruft mir die Wachtel in's Ohr.
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
Mahnt sie den Horcher am Saatengefeld:
„Liebe Gott! liebe Gott!
Er ist so gütig und mild.“

Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag:
„Lobe Gott! lobe Gott!“
Der dir zu lohnen vermag.“
Siehst du die herrlichen Früchte im Feld?
Sieh' sie mit Rührung, Bewohner der Welt!
Danke Gott! danke Gott!
Der dich ernährt und erhält.

Schreckt dich im Wetter der Herr der Natur,
Bitte Gott! bitte Gott!
Und er verschonet die Flur.
Machen die künftigen Tage dich bang,
Tröste dich wieder der Wachtelgesang:
„Traue Gott! traue Gott!“
Deutet ihr lieblicher Klang.

76. Untreue.

Eine Maus wäre gern über ein Wasser gewesen und konnte nicht. Da bat sie einen Frosch um Rath und Hülfe. Der Frosch war ein Schelm und sprach zur Maus: „Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüber ziehen.“ Da sie aber auf's Wasser gekommen waren, tauchte der Frosch unter und wollte die Maus ertränken. Indem nun aber die Maus sich wehrt und arbeitet, fliegt eine Weihe daher und erhascht die Maus und zieht den Frosch auch mit heraus und — frisst sie beide.

Untreue schlägt ihren eignen Herrn. Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Das treue Fischlein.

In einem silberhellen Bache lebte ein junges Fischchen, so schön, als man nur eines sehen konnte. Seine Schuppen glänzten wie Gold im Sonnenscheine, und es spielte so lustig im Wasser, wie der Vogel in der Luft. Aber der Fischer hatte sich eine Angel gemacht und ein Würmchen daran gesteckt und hielt sie ganz ruhig in das Wasser, daß ihn die Fische nicht merkten. Da kam unser Goldfischchen geschwommen, und weil es Hunger hatte und nichts Schlimmes ahnte, schnappte es nach dem Würmchen, und siehe, es war gefangen. Schnell zog es der Fischer an das Land und wollte es in seine Tasche stecken. Aber das schöne Fischlein bat ihn gar beweglich: „Lieber Fischer, laß mich doch leben, ich bin ja noch so jung und möchte so gern noch im Wasser spielen. Jetzt hast du ja auch noch keinen Nutzen von mir; wenn ich größer bin, dann kannst du mich ja wieder fangen und schlachten!“ Der Fischer hatte Mitleid mit dem schönen jungen Thierchen und sagte: „Nun, wenn ich mich auf dein Wort verlassen kann, daß du zu rechter Zeit wieder hierher kommst, so will ich dich noch auf ein Jahr frei lassen. Aber denke daran und halte Wort!“ Das Fischchen versprach es und war bald wieder im Wasser. Hier schwamm es wieder, wie früher, fröhlich auf und ab, spielte und ward immer größer. Als aber die zwölf Monate des Jahres um waren, da erinnerte es sich seines Versprechens, und ob es gleich hätte in eine andere Gegend fliehen können, so wollte es doch lieber sterben, als sein Wort brechen. Und an dem bestimmten Tage war es wieder an dem Platze, wo der Fischer angelte und sprach: „Hier bin ich, Fischer, du hast mir vor einem Jahr das Leben geschenkt, jetzt ist die Zeit um, mache nun mit mir, was du willst.“ Der Fischer erstaunte, daß ein Fisch

so treu sein könnte, und sprach: „Goldfischchen, du hast treu und brav Wort gehalten. Gott bewahre mich, daß ich dich umbringe. Schwimme du wieder hin, wohin du willst. Solche Fischchen fange ich nicht; es giebt ungetreue genug, die ich fangen kann.“

78. Das blinde Ross.

Vor langen, langen Jahren lebte in der alten Stadt Wineta ein reicher Kaufmann, der mehre Schiffe zur See hatte und viele Waaren kaufte und verkaufte. Alles in seinem Hause sah prächtig aus. Die Wände waren mit Tapeten beklebt, die Fussböden mit Teppichen belegt, und Herr und Frau gingen in lauter Sammet und Seiden. Im Stall standen vier Fuchse zur Kutsche und ein Schimmel zum Reiten. Dieser Schimmel war das schnellste Pferd in ganz Wineta und Usedom (so hiess der Kaufmann) nannte ihn nur seinen lieben Spring-in-den-Wind. Eines Tages ritt Usedom in einen Wald, um zu sehen, ob seine Waaren noch nicht ankämen, die er erwartete. Plötzlich sprangen sechs Räuber auf ihn zu, und hätte nicht der Schimmel durch seine Blitzeschnelle den Herrn gerettet, nimmer würde er Wineta wieder gesehen haben. Denn der eine Räuber hatte schon den Zaum des Pferdes ergriffen, und der andere hielt eine grosse Stange vor, über die aber der Schimmel wegzetzte.

Ueber und über war derselbe mit Schaum bedeckt, als er seinen Herrn nach Wineta zurückbrachte, und dieser nahm sich vor ihn nie zu verkaufen und ihn nie zu verstossen, sondern ihm täglich drei grosse Metzen Hafer zu geben, bis er stürbe. Doch allmählich vergass Usedom, dass er dem Schimmel sein Leben verdanke, und gab ihm nur noch zwei kleine Metzen Hafer. Der Schimmel hatte sich nämlich an dem erwähnten Tage zu sehr erhitzt, ward steif, lahm und endlich auch blind. Sein Herr mochte nun nicht mehr auf ihm reiten und kaufte sich ein anderes Pferd. Weil aber der Schimmel noch gar nicht alt war, so lebte er noch viele Jahre nach jenem Ritt. Da gab ihm der Herr zuletzt nur eine Metze Hafer des Tags, und da ihm auch dieses zu viel schien, und kein Mensch Etwas für den Schimmel geben mochte, befahl er seinem Knechte, den Schimmel wegzujagen. Der nahm einen Prügel, weil das Pferd nicht weichen wollte, und trieb es aus dem Stall. Da blieb es sieben Stunden am Thore stehen mit nieder gebeugtem Kopf und spitzte seine Ohren, wenn etwas im Hause sich regte. Die Nacht schlief es daselbst auf den harten Steinen, während es kalt war und schneite. Endlich trieb der Hunger das Thier wegzugehen, aber weil es blind war, so stiess es überall an. Mit seiner Nase roch es links und rechts, ob nicht wo ein Hälmchen Stroh läge, doch es fand wenig.

Es war aber in selbiger Stadt ein Glockenhaus, das stand Nacht und Tag offen. Man hatte es gebaut, um Unrecht zu verhindern. Denn wenn Jemand meinte, es geschehe ihm Unrecht von einem Andern, so ging er hin ins Glockenhaus, fasste an den

Glockenstrick und läutete. Sogleich kamen die Richter der Stadt zusammen und richteten. Zufällig tappte auch der Schimmel in dieses Glockenhaus hinein, und da er mit seinen Lippen Alles beroch und aus Hunger mit seinen Zähnen Alles benagte, so fand er auch den Strick, fasste ihn mit den Zähnen und fing an zu läuten. Plötzlich kamen die Richter und sahen den Schimmel als Kläger. Da sie wohl wussten, wie grosse Dienste der Schimmel seinem Herrn gethan hatte, so ging ihnen die Sache zu Herzen. Sie liessen Usedom sogleich herbeirufen, der sich nicht wenig wunderte, als er seinen Schimmel an der Klageglocke sah. Er wollte sich über seine Hartherzigkeit rechtfertigen; allein die Richter fällten folgendes Urtheil:

„Die Rügenglocke hat getönt,
Der Kläger stehet hier;
Durch Nichts wird eure That beschönt,
Und so gebieten wir:
Dass ihr sogleich das treue Pferd
In euren Hausstall führt
Und bis an's Ende pflegt und nährt,
Wie's euch als Christ gebührt!“

So musste der Kaufmann den Schimmel wieder zu sich nehmen; es ward auch ein Mann gesetzt, der bisweilen nachsah, ob der Schimmel keine Noth litt. An dem Glockenhause bildete man aber in Stein zum Andenken die ganze Geschichte ab.

79. Kätz und Schwalbe.

Kätzchen schlief auf einem Dach
Einer kleinen Schwalbe nach:
Vöglein schmeckt zum Frühstückschmaus
Besser, als die graue Maus.

Doch als Kätzchen näher kam,
Schnell die Schwalbe Abschied nahm;
Schwang sich in der Lüfte Raum
Hoch hinauf, man sah sie kaum;

Und rief nun zum Dach hernieder:
„Kätzchen, morgen komm' ich wieder!
Schaff' bis dahin Flügel dir,
Daß du dann kannst folgen mir!“

Kätzchen denkt: könnt' ich nur fliegen,
Wollte, Schwälbchen, bald dich kriegen!
Ist dann in den Hof gegangen,
Um sich eine Maus zu fangen.

80. Heldenmuth.

„Herr Kapitän“, sagte Johannes Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist.“ Der Kapitän zieht den Athem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wäre es nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht Alles durch und kann Nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestanks ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!“ Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu“, rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirn, denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich; und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Kniee und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst Tröster meiner Wittwe und Vater meiner acht Waiklein.“ Darauf ergreift er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen; aber die Wuth der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Bordtheile zusammengedrängt; denn der gewaltige Aufzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stand aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm, wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hintertheil mit Wasser zu begießen; aber das that dem wüthenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwell's Füßen an, sich zu entzünden; aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer gradehin nach dem Lande schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's, seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff dahin saust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es; und jetzt — jetzt ist daran — da rückt sein Steuerruder, und rutsch! — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Bunder vom Leibe; seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße blieben schwach, und er hat daran während seines ganzen Lebens zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes Willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

81. Schifferlied.

Nach dem Sturme fahren wir
Sicher durch die Wellen,
Lassen, grosser Schöpfer dir,
Unser Lob erschallen.
Lobet ihn mit Herz und Mund,
Lobet ihn zu jeder Stund'!
Christ, Kyrie,
Komm' zu uns auf dem See!

Wie mit grimm'gem Unverstand
Wellen sich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land
Vor des Sturmwind's Schlägen!
Einer ist's, der in der Nacht,
Einer ist's, der uns bewacht!
Christ, Kyrie,
Du schlummerst auf dem See!

Wie vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden!
Wenn des Schiffleins Ruder bricht,
Wo nun Rettung finden?
Wo sonst als bei dem Herrn?
Seht ihr den Abendstern?
Christ, Kyrie,
Erschein' uns auf dem See!

Einst, in meiner letzten Noth,
Lass mich nicht versinken;
Sollt' ich von dem bittern Tod
Well' auf Welle trinken;
Reich' mir dann, lieb'entbrannt,
Herr, deine Glaubenshand!
Christ, Kyrie,
Komm' zu uns auf dem See!

82. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit. Die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite, in gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen: gilt's mir oder gilt es dir? Ihn hat es weg gerissen; er liegt mir vor den Füßen, als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lad'! „Kann dir die Hand nicht geben, bleib' du im ew'gen Leben, mein guter Kamerad!“

83. Das Aehrenfeld.

In der stillen Wohnung eines frommen Landmannes hatte eine böse Seuche gewüthet und ihn selber sammt seinem Weibe und vier Kindern auf das Krankenbett geworfen. Zwei Kinder wurden ein Raub der grimmigen Krankheit, sein ältester Sohn und ein Mägdlein, die Stütze der Mutter. Dabei war die Arbeit des Feldes zurückgegangen und der letzte Sparpfennig verzehrt. Aber endlich genas der Landmann, und er beschloss, das erste Mal wieder hinaus auf seinen Acker zu gehen, den er so lange nicht gesehen hatte. Als er nun hinausgehen wollte mit seinem Weibe, siehe, da erhob sich ein Gewitter, und es blitzte und donnerte sehr, und es fiel ein starker Regen. Und sie harreten, bis das Gewitter vorüberzöge. Darauf, als der Donner stille ward und der Regen aufhörte, sprach der Landmann: „Wohlan, jetzt wollen wir gehen. Der Geruch des Feldes wird desto lieblicher sein nach der langen Dürre.“ Und als sie nun hinaus traten zu dem Kornfelde, das schon Aehren gewonnen hatte, kam ihnen der Geruch des Feldes frisch und lieblich entgegen, und fern am blauen Himmel hing wetterleuchtend das zerrissene Gewölk und hinter dem dunkeln Gewölk flossen glänzend und in langen Streifen die Sonnenstrahlen herab. Die jungen Aehren und Halme aber senkten ihre Häupter, beschwert von den perlenden Tropfen, und das Gras stand mit frischem Glanze bekleidet. Da fasste der Landmann die Hand seines Weibes und blickte gen Himmel in das leuchtende Gewölk und den Lichtstrom und sprach: „Ach, Herr, auch uns hast du ein Wetter gesendet — o, so lass uns auch sein, wie dies Aehrenfeld. Wir gingen und weinten, ach! lass uns auch edlen Samen tragen, damit wir mit Freuden unsere Garben bringen mögen!“ — Also betete der Landmann, und sein Weib weinte und sprach: „Amen! Ja, es sei so!“ Und beide kehrten getröstet zur Wohnung zurück.

84. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. „Siehe, Vater,“ sagte der unerfahrene Knabe, „wie aufrecht einige Halme den Kopf tragen! Die müssen wohl recht vornehm sein; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter.“

Der Vater pflückte ein paar Aehren ab und sprach: „Thörichtes Kind, da sieh' einmal! Diese Aehre hier, die sich stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer; diese aber, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner.“

Trägt Einer gar so hoch den Kopf,
So ist er wohl ein eitler Tropf.

85. Die Aehrenleserin.

Kommt, Kinder, hinaus in das herbſtliche Feld! Es blinken die Sichel, die Aehre fällt. Gott ſendet Segen hernieder! Wie ſtehen die Garben ſo freundlich umher! Es ſchwanket zur Scheune der Wagen ſo ſchwer! es ſchallen ſo fröhliche Lieder!

Aber ſchwer gebeugt von Sorgen, aus der Armuth niederm Haus, wandelt mit dem frühen Morgen Mutter Anne traurig aus. Und ſie ſammelt unter Bähren mühsam mit dem Töchterlein von zurückgelass'nen Aehren ſich geringen Vorrath ein. Doch da ſchwebt die heitre Sonne glänzend aus des Morgens Thor, und in frommer Andacht Wonne hebt die Frau den Blick empor:

„Der die Welt ſo schön bereitet,
Der die Sonn' umstrahlt mit Licht,
Der des Feldes Blumen kleidet,
Der des Waldes Thiere weidet:
Vater! du verläßt mich nicht!“

86. Ameiſe und Grille.

Jugend iſt Saatzeit. Ohne Garben mußt du darben. Wie geht's, wenn du in's Alter trittſt und haſt keinen Nothpfennig? Da geht's wie in der Fabel, wo die Grille im Winter zur Ameiſe kommt und ſagt: „Gieb mir was zu eſſen!“ Die Ameiſe fragt ſie: „Was haſt du denn im Sommer gethan?“ „Gepfiſſen,“ ſagt die Grille; und die Ameiſe ſagt darauf: „Haſt du im Sommer, wo ich arbeitete, gepfiſſen, ſo magſt du im Winter tanzen.“ Und gab ihr — Nichts. Verſtanden Lieber? —

Sprüche Salom. 6, V. 6—11.

87. Hausinſchriften.

Unſere Väter hatten die ſchöne Sitte, den Giebel ihres Hauſes oder den Eingang in daſſelbe mit einem frommen Spruche zu ſchmücken. Leider erſcheint das vielen Hauſeigenthümern jetzt altmodiſch. Wie ſchön wär's aber, wenn der alte Brauch der Hausinſchriften wieder Mode würde! Noch findet man in manchen Gegenden, beſonders auch im Gebirge, beherzigenswerthe Sprüche an den Häuſern. Da liest man:

Wir ſind nur kurze Gäſte, und bau'n uns hier ſo feſte; doch wo wir ſollten ewig ſein, da richten wir uns wenig ein.

Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut im Himmel und auf Erden; wer ſich verläßt auf Jeſum Chriſt, dem muß der Himmel werden.

Wer ein und aus geht durch die Thür, der ſoll bedenken für und für, daß unſer Heiland Jeſus Chriſt die rechte Thür zum Himmel iſt.

Dieses Haus steh' in Gottes Hand, der Herr bewahr's vor
Feuer und Brand; und Alle, die geh'n aus und ein, laß dir, o Herr,
befohlen sein.

Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die
daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der
Wächter umsonst.

88. Bessere, weil es Zeit ist.

„Hört,“ sagte Christoph zu seinem Herrn, auf unserem Dache fehlt
ein Ziegel; laßt ihn nachstecken!“ — Aber der lieberliche Hausherr
sagte: „Ach was, ein Ziegel mehr oder weniger, das schadet nichts!“
Mit der Zeit kam aber der Wind, fuhr durch das Loch und hob noch
andere Ziegel aus. Dann kamen der Regen und der Schnee zum Dache
hinein und legten sich auf den Boden, so daß die Balken faulten, end-
lich mußte der Zimmermann kommen, denn das Haus war baufällig
geworden. „Es ist schlimm,“ sagte dieser, „aber unter ein hundert Thä-
lerchen kann ich euch die Sache nicht wieder herstellen. Vor ein paar
Jahren freilich, als nur der eine Ziegel fehlte, wär's mit sechs Dreiern
ausgemacht gewesen.“

89. Die Spinne.

Nein, sehet mir das Spinnlein an,
Wie's zarte Fäden zwirnen kann!
Macht's, Frau Gevatter, mal wie sie!
Ich denk', ihr sparet euch die Müh'.
Sie macht's so subtil und so nett,
Möcht' nicht, dass ich's zu haspeln hätt'.

Wo hat's nur her die feine Rist,
Und wo sie nur gehechelt ist?
Ja, wenn man wüsst' das Wunderland,
Schon manche Frau wär' hingerannt!
Jetzt schau' nur, wie sie's Füßchen setzt,
Die Aermel steift, die Finger netzt!

Nun zieht sie lange Fäden aus,
Spinnt eine Brück' an Nachbars Haus,
Baut eine Landstrass' in die Luft,
Bald thauet d'rauf der Morgenduft.
Den Fussweg baut sie nebenan,
Damit sie schneller 'nüber kann.

Sie spinnt und wandelt auf und ab,
Potz tausend, im Galopp und Trab;
Jetzt geht's ringsum, was soll das sein?
Sieh', lauter runde Ringlein;
Jetzt schiesst sie Fäden ein, so gut,
Wie's kaum ein Webermeister thut.

Sie ist erstaunt und hält jetzt still,
Weiss noch nicht recht, wie's enden will;
Sie geht zurück, und denket nach,
Ob's irgend fehlt in einem Fach.
Doch ruhet sie nur kurze Frist,
Sie weiss schon, was zu machen ist.

Sie spinnt und hat nicht Rast und Ruh',
Mein Auge schaut verwundert zu:
In einen Faden spinnt sie ein
Wohl tausend Fädchen zart und fein.
Der ist, traun, ein gescheidter Mann,
Der's zählen und errechnen kann.

Jetzt putzt sie ihre Arbeitshänd'
Und reisst den Faden ab am End',
Nun ruht sie in dem Sommerhaus,
Schaut auf die lange Strass' hinaus,
Und sagt: Man baut sich müd' und matt,
Doch wohl dem, der's vollendet hat.

90. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Sass ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie
Durch alle Fasern lebend
Sang diese Worte sie:

Du kehrest zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoosß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh!"

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lassen,
Da ging das Rad nicht mehr.

91. Kleine Räthsel.

Welche Uhr hat keine Räder,
Welcher Schuh ist nicht von Leder,
Welcher Stock hat keine Zwinge,
Welche Scheere keine Klinge?
Welches Faß hat keinen Reif,
Welches Pferd hat keinen Schweif,
Welches Häuschen hat kein Dach,
Welche Mühle keinen Bach?
Welcher Hahn hat keinen Kamm,
Welcher Fluß hat keinen Damm,
Welcher Bock hat keine Haut,
Welches Glöcklein keinen Laut?
Welcher Kamm ist nicht von Bein,
Welche Wand ist nicht von Stein,
Welche Kuh hat gar kein Horn,
Welche Rose keinen Dorn?
Welcher Busch hat keinen Zweig,
Welcher König hat kein Reich,
Welcher Mann hat kein Gehör,
Welcher Schütze kein Gewehr?
Welcher Schlüssel sperrt kein Schloß,
Welchen Karren zieht kein Roß,
Welches Futter frißt kein Gaul,
Welche Rake hat kein Maul?
Welcher Bauer pflügt kein Feld,
Welcher Spieler verliert kein Geld,
Welcher Knecht hat keinen Lohn,
Welcher Baum hat keine Kron?
Welcher Fuß hat keine Zeh',
Welcher Streich thut keinem weh,
Welcher Wurf und Stoß und Schlag?
Rath nur, wer da kann und mag.

92. Der dankbare Löwe.

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen grossen weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und liess einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu. Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schwanz und hüpfte voll Freude um ihn herum und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute wunderten sich und fragten den Sklaven, wie das komme?

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe

winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Tatze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen, — und nun freut sich das gute Thier mich wieder zu finden.“

Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Thieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe!“ Der Sklave wurde freigesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatz, wie ein zahmes Hündchen, und blieb, ohne Jemanden ein Leid zu thun, immer bei ihm.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen;
Lass dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen!

93. Der Vöglein Abschied.

Wer klappert am Dache, mein Kindlein? Horch, horch!
Ade, lieber Bauer! so rufet der Storch.
Nun, ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut',
Ihr Wiesen, ihr Sümpfe, wir scheiden ja heut.
Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt,
Er laß es vom Feuer und Stürmen verschont.
Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann wehn,
Dann giebt es ein freudiges Wiedersehn.

Ade! ade!

Vom Bache noch einmal trinkt Nachtigall schnell.
Ade, liebe Fluren! so singet sie hell,
Ihr habt mich erquicket mit Speise und Trank,
Ich hab's euch gedanket mit schmetterndem Sang.
Nun seid ihr ermüdet, wollt schlafen auch gehn,
O möget im Lenze ihr wonnig erstehn!
Wir Vöglein, wir können so lange nicht warten.
Gott schirme indessen den schlummernden Garten!

Ade! ade!

Zum Fenster noch einmal blickt's Schwälbchen hinein,
Ade, liebe Kinder, geschieden muß sein!
Ich hatte mein Nest an dem Fenster gebaut,
Ihr habet mit Freuden die Kleinen geschaut
Und gern auf mein Zwitschern des Morgens gehört,
Ihr habet mir nimmer den Frieden gestört.
Drum möge auch euch in Freud' und Gefahren
Gott der Herr die liebenden Eltern bewahren!

Ade! ade!

94. Das entblätterte Bäumchen.

Armes Bäumchen, dauerst mich!
Wie so bald
Bist du alt!
Deine Blätter senken sich,
Sind so bleich,
Fallen gleich
Von des kalten Windes Wehn,
Und so bloß dann mußt du stehn.

Bäumchen, nicht so traurig sei!
Kurze Zeit
Währt dein Leid;
Geht ein Jahr gar schnell vorbei.
Bist nicht todt,
Grün und roth
Schmückt dich wieder über's Jahr
Gottes Finger wunderbar.

95. Der Spielmann in der Wolfsgrube.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in den deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiss noch die Geschichte von jenem Spielmann in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern erst geschehen, obgleich sie ihm schon sein Grossvater erzählt hat.

Es ging nämlich ein Spielmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgespielt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es musste, bald so weit zur Seite ab, dass es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon gross genug für den Spieler, da er so ohne weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr. Er ward aber noch grösser, als er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und als er bemerkte, dass es ein Wolf sei, der ihn mit glühenden Augen ansah.

Der Mann hatte nichts in der Hand, als eine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzuspielen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolfe musste aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an, überlaut zu heulen, was wohl, wie bei den musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heissen sollte.

Die andern Wölfe draussen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, dass der Spielmann, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten musste, es käme noch ein ande-

rer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bisschen Fleisch in die Grube herein.

Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indess einmal über's andere in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte; denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang alle Wochentage.

Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag ward, riss die dritte; und der Geiger spielte nun bloss noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen.

Da kam zum Glück der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Spieler aber in der Nähe spielen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus und erlegte dann diesen.

Der Kapellmeister ging aber still seines Weges und nahm sich's vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Spielen im Wirthshause war ihm auch so ganz entleidet, dass er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nähnaedel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot erspielen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche, als im Wirthshause; von dort sei ein gerader und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin als vom Wirthshause.

96. Der treue Hund.

Ein Bettelmann, ein blinder Mann,
Einst nicht mehr weiter wandern kann.
Er war so hungrig, war so krank,
Im Wald er sterbend niedersank.
Und heulend springt sein treuer Hund,
Und thut's im nächsten Dorfe kund.
Er theilte ja in bitterer Noth
Mit ihm sein letztes Stücklein Brot.
Als endlich Hülfe kam zum Wald,
Fand man den Leichnam starr und kalt,
Man senket schnell und ohne Schrein
Im Wald den todten Fremdling ein.
Man schaufelt kalt den Hügel auf
Und steckt ein großes Kreuzlein drauf.
Kein Auge weint dem Armen nach,
Kein Blümlein schmückt sein Schlafgemach.
Und nur sein Hund, sein einz'ger Freund
Allein, allein am Grabe weint.

Da winselt er tagaus, tagein.
Vom Morgen- bis zum Abendschein.
Bei'm Sonnen- und bei'm Sternenlicht
Läßt er den Todtenhügel nicht,
Fühlt nicht, daß ihn der Hunger quält,
Fühlt nur, daß ihm sein Liebling fehlt.
Drauf ward es eines Tages kund:
Todt auf dem Grabe lag der Hund.

97. Wächterlied.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke, die hat zehn geschlagen.
Jetzt betet und jetzt geht in's Bett,
Und wer ein gut Gewissen hat,
Schlaf' sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein klares Aug' die ganze Nacht!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke, die hat elf geschlagen.
Und wer noch bei der Arbeit schwigt,
Und wer noch bei der Karte sitzt,
Dem sei's zum letzten Mal gesagt:
's ist hohe Zeit! — nun gute Nacht!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke, die hat zwölf geschlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,
Gott geb' dir eine stille Stund',
Mach froh dich wieder und gesund!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke, die hat eins geschlagen.
Und wo mit Satans Will' und Rath
Ein Dieb auf dunkeln Pfaden naht,
Ich will's nicht hoffen, doch geschieht's!
Geh' heim, der ew'ge Richter sieht's!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke, die hat zwei geschlagen.
Und wenn schon wieder, eh's noch tagt,
Die schwere Sorg' am Herzen nagt,
Du armer Mensch, dein Schlaf ist hin!
Gott sorgt, was trübst du deinen Sinn?

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke, die hat drei geschlagen.
Die Morgenstund' am Himmel schwebt,
Und wer in Ruh' den Tag erlebt,
Dank' Gott und fasse frohen Muth,
Und geh' an's Werk und halt' sich gut! —

98. Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines Landmanns. Der grimmige Frost hatte das arme Thierchen dahingetrieben, und es suchte ängstlich ein warmes Plätzchen. Der Landmann öffnete aus Mitleid freundlich sein Fenster. Da flog das zutrauliche Thierchen in die warme Stube. Aber es bedurfte auch der Speise und pickte daher hungrig die verstreuten Brotkrümchen auf. Die Kinder des Landmanns liebten das Vöglein sehr; sie legten ihm Zuckerstückchen auf seine Lieblingsplätzchen und freuten sich über sein munteres Gezwitscher. — Der Frühling kam endlich wieder; die Bäume bekamen Blätter; andere Vögel sangen draussen, und auch das Rothkehlchen hüpfte unruhig hin und her. Der Landmann öffnete jetzt sein Fenster und schenkte dem kleinen Gaste die Freiheit. Fröhlich flog er fort und sang auf dem nahen Baume ein munteres Liedchen.

Monate vergingen, der Winter kehrte wieder. Siehe, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des gastfreundlichen Landmanns. Aber es kam nicht allein; es hatte sein Weibchen mitgebracht.

Die Familie des Landmanns freute sich sehr über die Ankunft der beiden Thierchen. Diese blickten Jeden freundlich an. — Da lachten die Kinder und sprachen: Die Vögelchen wollen uns vielleicht Etwas sagen! — Der Vater aber antwortete: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: „Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen und Liebe erzeugt Gegenliebe.“

99. Das Büblein auf dem Eis.

Gefroren hat es heuer
 Noch gar kein festes Eis.
 Das Büblein steht am Weiher
 Und spricht so zu sich leis:
 „Ich will es einmal wagen,
 Das Eis, es muß doch tragen.“
 Wer weiß?

Das Büblein stampft und hacket
 Mit seinen Stiefelein.
 Das Eis auf einmal knacket,
 Und krach, schon bricht's hinein.
 Das Büblein platscht und krabbelt,
 Als wie ein Krebs und zappelt
 Mit Arm und Bein.

„D helst, ich muß versinken
 In lauter Eis und Schnee;
 D helst, ich muß ertrinken,
 Im tiefen, tiefen See.“
 Wär' nicht ein Mann gekommen,
 Der sich ein Herz genommen,
 D weh!

Der packt es bei dem Schopfe
Und zieht es dann heraus,
Vom Fuße bis zum Kopfe
Wie eine Wassermaus.
Das Büblein hat getropfet,
Der Vater hat geklopset
Es aus
Zu Haus.

100. Der Hase.

1. Der Hase hält sich in Wäldern und Feldern auf. Er ist etwas größer, als eine Katze, und trägt einen braungelben Pelz. Sein Kopf ist dick und hat eine abgerundete Schnauze mit einem stattlichen Schnurrbarte. Es braucht sich aber Niemand vor ihm zu fürchten. Er selber ist sehr furchtsam und ängstlich. Merkt er Gefahr, so stellt er sich auf seine langen Hinterbeine, bewegt beständig die Nase und spitzt seine langen Ohren (Löffel). Denn er hört und riecht sehr scharf, sieht aber schlecht, wenn er gleich große Augen hat. Wittert er nun Jemand, es braucht nicht gerade der Jäger zu sein, heisa, dann geht's quersfeldein, und mein tapferer Hase jagt davon. Er kann gar schnell laufen, besonders bergan, weil seine Vorderbeine kürzer sind als die Hinterbeine. Darum kann er auch nur in Sprüngen sich fortbewegen. Der Sicherheit wegen geht er nie geraden Wegs in sein kunstloses Lager. Erst läuft er über den Ort hinaus, dann kehrt er eine Strecke auf der Spur zurück, macht mehre Kreuz- und Quersprünge, und nun erst bringt ihn der letzte und größte Sprung ins Lager.

2. Hier ruht er meist den Tag über und schläft mit offenen Augen. Das ist doch komisch! Es kommt aber daher, daß er mit seinen kleinen Augenlidern die großen Augen nicht ganz bedecken kann. Zum Zeitvertreibe setzen sich die alten Männchen auf die Hinterbeine und geben einander mit ihren Vorderbeinen Ohrfeigen. Gegen Abend verläßt der Hase sein Lager und geht zur Tafel oder macht einen Spazierritt im Mondenschein. Er speißt die grüne Saat, Gras, Heu, Klee, Kohl, Rüben und benagt mit seinen scharfen, meißelartigen Vorderzähnen die Rinde junger Bäume. Das ist nun nicht hübsch von ihm und er mag zusehen, wie er seiner Strafe entgeht. Der Jäger ist gar eifrig hinter ihm her, besonders wegen seines wohltschmeckenden Fleisches. Auch giebt sein Winterbalg ein brauchbares Pelzwerk. Das Haar dient zur Verfertigung der Filzhüte, und aus der Haut macht man feines Leder.

101. Gottes Lob im Winter.

1. Singt Gottes Lob im Winter auch! Er ist so treu und gut, er nimmt vor Frost und Sturmeshauch die Saat in seine Hut.

2. Er deckt sie mit dem Schnee so dicht, so weich und sicher zu. Sie merkt den harten Winter nicht und schläft in stiller Ruh'.

3. Singt Gottes Lob zur Winterzeit! Er ist so treu und gut, er schenkt dem Sperling warmes Kleid und warmes, rasches Blut.

4. Er zeigt ihm sein Futter an, ein Körnlein hie und da, und führt ihn, daß er's finden kann auf Wegen fern und nah.

5. O, lobet Gott den Winter lang, er ist so treu und gut und führt auch eurer Füße Gang und giebt euch frohen Muth.

102. Monat, Jahr und Jahreszeiten.

1. Alle 24 Stunden geht die liebe Sonne einmal auf, einmal unter, zu mancher Zeit früher, zu mancher Zeit später. Durch ihren Aufgang und Untergang bringt sie uns alle Tage eine helle Zeit und eine dunkle, Tag und Nacht. Tag und Nacht sind aber nicht etwa immer 12 Stunden lang, sie sind nicht zu allen Zeiten gleich. Die Länge des Tages und der Nacht richtet sich nach den vier Jahreszeiten. Jetzt sind wir im Winter. Da geht die Sonne zwischen Morgen und Mittag auf, und zwischen Mittag und Abend unter. Sie steht Mittags um 12 Uhr gerade gegen Mittag, aber lange nicht so hoch, als im Sommer. Sie beschreibt also jetzt auf ihrer Bahn am Himmel auch nur einen kleinen Kreisbogen. Doch sind die Nächte viel länger als die Tage, da ist's kalt draussen und still in der Natur und öde und leer.

2. Bald wird es anfangen etwas wärmer zu werden. Eis und Schnee werden bald schmelzen. Dann wird die Sonne immer weiter hin gegen Morgen aufgehen und weiter gegen Abend hin unter. Sie wird bis Mittag am Himmel immer höher steigen und an jedem Tage einen grösseren Tagebogen machen. In gleichem Masse werden dann die Tage immer länger und die Nächte immer kürzer. Endlich wird sie gerade im Morgen auf- und gerade im Abend untergehen. Dann sind Tag und Nacht gleich lang; wir haben Tag- und Nachtgleiche, es beginnt der Frühling. Der Saft tritt in die Gewächse, draussen regt sich die Thierwelt, und auch der Mensch sucht das Freie und genießt die schöne Frühlingsnatur.

3. Die Sonne geht nun über Morgen hinaus nach Mitternacht zu unter. Sie beschreibt einen immer grösseren Bogen und steigt immer höher am Himmel. Die Tage werden immer länger, die Nächte immer kürzer. Endlich ist der Tag fast 17 Stunden, die Nacht wenig über 7 Stunden lang. Wenn die Sonne Mittags am höchsten steht, der Tag am längsten und die Nacht am kürzesten ist, so beginnt der Sommer. Die Hitze wächst nun zwar noch einige Wochen hindurch, aber die Tage werden nach und nach immer kürzer und die Nächte länger. Die Sonne wendet sich wieder. Wir haben die Sommer-Sonnenwende gehabt. Die Sonne geht jetzt wieder nach Morgen zu auf und näher nach Abend hin unter. Mittag um 12 Uhr steht sie jeden Tag wieder niedriger am Himmel, und ihre Tagebogen werden immer kleiner. Wenn sie zum zweiten Mal wieder gerade im Morgen auf- und im Abend

unter geht, wenn daher Tag und Nacht gleich sind, so beginnt der Herbst. Wir haben dann Tag- und Nachtgleiche des Herbstes.

4. Von jetzt an werden die Tage noch immer kürzer und die Nächte länger. Die Sonne geht wieder über Morgen nach Mittag zu auf und über Abend nach Mittag zu unter, die Tagebogen der Sonne werden immer kleiner und ihr Stand am Himmel um Mitternacht niedriger. Wenn endlich der kürzeste Tag und die längste Nacht eingetreten sind, so fängt der Winter wieder an. Die Sonne wendet sich wieder und erhält von Tag zu Tag wieder einen höheren Stand. Wir haben dann Winter-Sonnenwende. Und nun beginnt der Kreislauf der Zeit von Neuem.

5. Die Zeit, in welcher die eben beschriebenen Veränderungen mit der Sonne vorgegangen sind, heisst ein Jahr. Jeder der vier Jahreszeiten währt ein Vierteljahr. Man rechnet den Anfang des Jahres vom Neujahrstage an, welcher ungefähr 20 Tage nach Anfang des Winters fällt. Ein Jahr hat 365 Tage. Vier Wochen und einige Tage darüber machen zusammen einen Monat. Der Monat hat seinen Namen vom Monde. Der Mond ist nicht zu allen Zeiten sichtbar und erscheint nicht immer in gleicher Gestalt und Grösse. Ist er gar nicht sichtbar, so haben wir Neumond. Einige Tage darauf erscheint er in sichelförmiger Gestalt als ein schmaler, heller, gekrümmter Streifen. Er wird nun mit jedem Tage grösser, und ungefähr eine Woche nach dem Neumonde erscheint er als eine halbe Kreisfläche, dann ist das erste Viertel. Darauf wird er mit jedem Tage noch grösser, und wenn wieder ungefähr eine Woche verflossen ist, so erscheint er als eine ganze helle Kreisfläche und geht gerade zu der Zeit auf, wenn die Sonne untergeht: dann haben wir Vollmond. Von dieser Zeit an beginnt er wieder kleiner zu werden. Ungefähr nach einer Woche erscheint er wieder als eine halbe Kreisfläche, und man sagt, es ist das letzte Viertel; in den folgenden Tagen wird er immer kleiner, erscheint wieder in sichelförmiger Gestalt und wird endlich ganz unsichtbar beim Neumonde.

6. Vom Neumonde bis zum Vollmonde ist zunehmender Mond; vom Vollmonde bis zum Neumonde ist abnehmender Mond. Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel heissen die vier Mondwechsel. Die Zeit von einem Neumonde bis zum nächstfolgenden Neumonde dauert etwa 29 und einen halben Tag. Einen solchen Zeitabschnitt nennt man einen Mond oder einen Monat. Die Zeit von einem Mondwechsel zum andern dauert etwas über 7 Tage und stimmt also mit einer Woche ziemlich genau überein.

7. Zwölf Monate nach ihrer natürlichen Dauer geben 354 Tage, also eilf Tage weniger, als ein Jahr enthält. Diese eilf Tage vertheilt man nun auf die einzelnen Monate, so dass mancher 30, mancher 31 bekommt, einer aber nur 28 oder 29. Die Monate haben folgende Namen und folgende Dauer:

- | | | |
|------------|-------------|--------------------|
| 1) Januar | oder Jänner | enthält 31 Tage. |
| 2) Februar | „ Hornung | „ 28 oder 29 Tage. |
| 3) März | „ Lenzmonat | „ 31 Tage. |

4) April	oder Ostermonat	enthält 30 Tage.
5) Mai	” Wonnemonat	” 31
6) Juni	” Brachmonat	” 30
7) Juli	” Heumonat	” 31
8) August	” Erntemonat	” 31
9) September	” Herbstmonat	” 30
10) October	” Weinmonat	” 31
11) November	” Wintermonat	” 30
12) December	” Christmonat	” 31
		365
		”
		im Schaltjahr 366 Tage.

Ein Jahr geht vom 1. Januar bis zum 31. December. In einem Schaltjahre erhält der Februar 29 Tage, und der hinzugefügte Tag heisst der Schalttag. Der Winter geht ungefähr vom 10. December des einen Jahres bis zum 10. März des folgenden; der Frühling vom 10. März bis zum 10. Juni; der Sommer vom 10. Juni bis zum 10. September, und der Herbst vom 10. September bis zum 10. December.

8. Wir zählen die Jahre von der Geburt unseres Heilandes Jesu Christi an. Seit dieser Zeit sind bereits wie viele Jahre verlossen? Als hundert Jahre nach Christi Geburt um waren, so war das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vorbei. Mit dem Jahre 101 fing das zweite Jahrhundert nach Christi Geburt an, mit dem Jahre 201 das dritte u. s. w. Jetzt leben wir also im 19. Jahrhunderte, weil mit dem Jahre 1800 achtzehn Jahrhunderte nach Christo vergangen waren. Ungefähr 1500 Jahre vor Christo hat Gott den Juden das Gesetz auf dem Berge Sinai durch Moses gegeben; die heiligen Propheten, welche Gott der Herr in den folgenden Zeiten erweckte, legten das Gesetz aus und weisagten auf Christum, bis die Zeit erfüllet war. Da sandte Gott seinen Sohn, auf dass Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Das ist die frohe Botschaft, das Evangelium, welches in der christlichen Kirche gepredigt wird. Schon 2000 Jahre vor der Geburt des Heilandes gab der Herr dem Erzvater Abraham die tröstliche Verheissung: „In dir sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden,“ aus deinen Nachkommen soll der Erlöser der Welt hervorgehen. So gnädig war der Herr, dass er so lange vorher schon der sündigen Menschheit den Rathschluss seiner Liebe verkündigte. 400 Jahre früher hatte er aber in der Sündfluth auch schrecklich offenbart, dass er ein starker und eifriger Gott ist, und dass seiner Heiligkeit der Sünder ein Gräuel ist. Als Noah aus der Sündfluth gerettet wurde, hatten schon länger als 1600 Jahre hindurch Menschen auf Erden gewohnt. Ueber 1600 Jahre vor ihm, also ungefähr 4000 Jahre vor Christi Geburt, schuf Gott Himmel und Erde, und von da an beginnt die Geschichte des menschlichen Geschlechts. Wir leben also beinahe 6000 Jahre nach der Schöpfung des ersten Menschen.

103. Neujahrswunsch den Eltern.

Ich bringe heut' zum neuen Jahr
Mein zärtlich Herz voll Liebe dar,
Und bitte, liebet ferner mich,
So, wie bisher, herzinniglich.

Gar gerne will ich Euch erfreu'n,
Will fleißig, artig, folgsam sein.
Der treue Gott im Himmel dort
Bescheer' Euch Gutes fort und fort.

104. Denksprüche.

- 1) Meiner Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land.
- 2) Mit dem frommen Mann geht Gott und die Armuth zu Tische.
- 3) Faulheit geht langsam voran, Armuth geschwind hintendrein.
- 4) Eine fette Küche macht einen magern Beutel.
- 5) Erspart ist so gut als erworben.
- 6) Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabei, ist Bauertracht.
- 7) Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde.
- 8) Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichte.
- 9) Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt.
- 10) Wer zwei Hasen zugleich hegt, fängt gar keinen.
- 11) Erst wäg's, dann wag's.
- 12) Je mehr Kinder, je mehr Vaterunser.
- 13) Gottesdienst geht über Herrendienst.
- 14) Die Sünde muß ganz getödtet sein, oder sie tödtet dich.

105. Sprichwörter.

- 1) Aller Anfang ist schwer.
- 2) Allzuviel ist ungesund.
- 3) An vielem Lachen erkennt man einen Narren.
- 4) An Gottes Segen ist Alles gelegen.
- 5) Böse Beispiele verderben gute Sitten.
- 6) Der Klügste giebt nach.
- 7) Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.
- 8) Der Fehler ist so gut, wie der Stehler.
- 9) Der Schein trügt.
- 10) Der Krug geht so lang zu Wasser, bis er zerbricht.
- 11) Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand'.
- 12) Ehrlich währt am längsten.
- 13) Eine Hand wäscht die andere.
- 14) Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
- 15) Ein gutes Wort findet eine gute Statt.

- 16) Eignes Lob stinkt, fremdes Lob klingt.
- 17) Gleich und Gleich gesellt sich gern.
- 18) Jung gewohnt, alt gethan.
- 19) Junge Schlemmer, alte Bettler.
- 20) Kaufe in der Zeit, so hast du in der Noth.
- 21) Kommt Zeit, kommt Rath.
- 22) Man muß das Eisen schmieden, wenn es warm ist.
- 23) Morgenstunde hat Gold im Munde.
- 24) Müßiggang ist aller Laster Anfang.
- 25) Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.
- 26) Recht thun, läßt sanft ruh'n.
- 27) Stille Wasser sind tief.
- 28) Spare in der Zeit, so hast du in der Noth.
- 29) Übung macht den Meister.
- 30) Viel Köpfe, viel Sinne.
- 31) Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz.
- 32) Wie die Arbeit, so der Lohn.
- 33) Wie gewonnen, so zerronnen.
- 34) Wer Pech angreift, besudelt sich.
- 35) Wer nicht hören will, muß fühlen.
- 36) Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um.
- 37) Wohlgeschmack bringt Bettelsack.
- 38) Wie man's treibt, so geht's.
- 39) Wer A sagt, muß auch B sagen.
- 40) Zeit bringt Rosen.
- 41) Zornes Ausgang — der Neue Anfang.

106. Frau, schau, wem?

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Thieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündniß mit einander haben sollten. Damit hätte er gerne die Hennen vom Baume geschwägt. Aber der Hahn sagte: das hör ich gern, und rechte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: was siehst du? Der Hahn antwortete, ich sehe einen Jäger mit Hunden von Ferne. Der Fuchs sprach: da bleib ich nicht. Antwortete der Hahn: harre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Frieden haben. Der Fuchs sagte: ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin.

107. Etwas von der Einrichtung des Staats.

Abraham wohnte mit Sara, seinem Weibe, mit Jsaak und mit allen Knechten und Mägden sammt den Viehheerden unter Gezelten, bald hier, bald da. Wo er die beste Weide fand, da schlug er seine Zelte eine Zeit lang auf. Leicht konnte er sie wie-

der wegnehmen und andere Weideplätze suchen. So lebten in alter Zeit viele Menschen, so leben Hirtenvölker, wie z. B. nicht gar weit von uns die Kirgisen, heut zu Tage noch. Bei uns ist das ganz anders, da haben sich die Menschen neben einander angebaut und wohnen in festen Häusern; denn Einer bedarf des Andern. Die Bewohner eines Dorfes, Städtchens oder einer Stadt bilden eine Gemeinde. Viele solcher Gemeinden zusammen, welche einer gemeinsamen Obrigkeit gehorchen, machen einen Staat oder ein Reich aus. Wir wohnen im russischen Staate; unser oberster Herr, den Gott über uns gesetzt hat, ist der Kaiser von Russland. Ihr habt von unserem allergnädigsten Herrn und Kaiser schon manches gehört, und wisst, dass er in der grossen schönen Stadt St. Petersburg wohnt. Das ist seine erste Haupt- und Residenzstadt, die andere ist die alte berühmte Stadt Moskau. Von St. Petersburg aus regiert unser Kaiser den ganzen Staat, das grosse weite Reich, und unter seinen Befehlen stehen wieder viele hohe und niedere Beamte, die dafür sorgen, dass alles im Lande so hergeht, wie es nach den Reichsgesetzen sein soll. Der russische Staat zerfällt in mehrere grössere oder kleinere Ländergebiete, über grössere und wichtigere sind Statthalter oder General-Gouverneure gesetzt, über die kleineren Gebiete haben die Verwaltung die Gouverneure in Händen, deren Regierungsbezirke Gouvernements heissen. Jedes Gouvernement besteht wieder aus einer Anzahl Kreisen, und jeder Kreis aus einer verschiedenen Zahl von Stadt- und Landgemeinden. Der Ort, wo wir geboren sind, wo wir unsere erste Erziehung genossen, wo wir unsere Eltern und Verwandte haben, ist unsere Heimath. Unser Vaterland aber, in welchem der Kaiser uns wie ein Vater beschützt und regiert, ist Russland.

Jeder Ort in unserem Staate hat seine besondere Ortsobrigkeit. Diese heisst in den Städten der Stadtrath, (Magistrat, Duma). In unseren deutschen Kolonien an der Wolga ist in jedem Dorfe ein Ortsgericht, bestehend aus einem Vorsteher (Schulzen) und zwei Beisitzern. Der Vorsteher hat die Befehle des Kreisamts und der Kolonial-Obrigkeit an die Gemeinde zu bringen, die anbefohlenen Abgaben zu erheben und auf Beobachtung der Gesetze und der Ordnung zu sehen. Ueber den Kolonial-Aemtern stehen die Kreisämter unter dem Vorsitze eines Oberschulzen oder Ober-Vorstehers, welchem dann noch einige Kreisbeisitzer zugeordnet sind. Die Aufsicht über mehrere Kreise führt ein Kolonial-Aufseher, welcher auch verschiedene gerichtliche Untersuchungen zu leiten hat. Ueber allen Kolonien an der Wolga steht das Comptoir für die ausländischen Ansiedler in Saratow, welches als hohe Kolonial-Obrigkeit für das Wohl der Kolonisten Sorge zu tragen hat.

108. Der Hausstand ist die Grundlage des Staats.

Wo in den Häusern Gehorsam nicht gehalten wird, wird man es nimmermehr dahin bringen, daß eine ganze Stadt, Land, Fürstenthum

oder Königreich wohl regiert werde: denn da ist das erste Regiment, deren Ursprung alle andere Regimenter und Herrschaften haben. Wo nun die Wurzel nicht gut ist, da kann weder Stamm noch gute Frucht folgen. Denn ein Fürstenthum ist ein Haufen Flecken, Städte und Länder, ein Königreich ein Haufen Fürstenthümer. Diese alle spinnen sich aus einzelnen Häusern. Wo nun Vater und Mutter übel regieren, da kann weder Stadt, Markt, Dorf, Land, Fürstenthum, Königreich und Kaisertum wohl und friedlich regiert werden. Denn aus dem Sohn wird ein Hausvater, ein Richter, Bürgermeister, Fürst, König, Kaiser, Prediger, Schulmeister u. s. w. Wo er nun übel erzogen ist, werden die Unterthanen wie der Herr, das Haupt wie die Gliedmaßen. Darum hat Gott als am nöthigsten angefangen, daß man im Hause wohl regiere. Denn wo das Regiment im Hause wohl und rechtschaffen geht, ist den Andern wohl gerathen. — Darum soll ein Vater sein Kind wie ein Richter strafen, lehren wie ein Doctor, ihm vorpredigen wie ein Pfarrherr oder Bischof.

109. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Säßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Churfürst von dem Rhein,
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein.

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge, silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen: —
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in'n Schoß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

110. Gott sei des Herrschers Schutz.

Gott sei des Herrschers Schutz! — Mächtig und weise, — Herrsch'
Er zum Ruhme, — zum Ruhme uns; — Furchtbar den Feinden stets;
— Stark durch den Glauben. — Gott sei des Herrschers Schutz!

111. Die Auferstehung.

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh'!
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Hallelujah!

Wieder aufzublühen, werd ich gesät!
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben.
Hallelujah!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag!
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich!

Wie den Träumenden wird's dann uns sein!
Mit Jesu geh'n wir ein
Zu seinen Freunden!
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

Ach, in's Allerheiligste führt mich
Mein Mittler; dann leb' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme!
Hallelujah!

112. Geduld.

Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld,
O folg' ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid,
Und redet so erfreulich
Von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Muth;
Er hilft das Kreuz dir tragen
Und macht noch Alles gut.

Er macht zu linder Wehmuth
Den herbsten Seelenschmerz,
Und taucht in stille Demuth
Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmählich wieder hell,
Er heilet jede Wunde
Gewiss, wenn auch nicht schnell.

Er zürnt nicht deinen Thränen,
Wenn er dich trösten will;
Er tadelt nicht dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und still.
Und wenn in Sturmestoben
Du murrend fragst: warum?
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber stumm.

Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit,
Sein Wahlspruch heisst: Ertrage,
Die Ruhstadt ist nicht weit!
So geht er dir zur Seite
Und redet gar nicht viel,
Und denkt nur an die Weite,
An's schöne, grosse Ziel.

113. Eintracht.

Wie lieblich ist's hienieden,
Wenn Brüder treu gestinnt,
In Eintracht und in Frieden
Vertraut beisammen sind!

Wie Thau vom Himmel nieder
Auf Gottes Berge fließt:
Also auf treue Brüder
Der Segen sich ergießt.

Und einstens wird erneuet
Durch sie die heil'ge Stadt,
Was Knecht ist, wird befreiet,
Und rein, was Flecken hat.

Und alles Volk der Erde
Geht nun zum Lichte ein;
Da wird nur Eine Heerde
Und nur Ein Hirte sein.



www.books2ebooks.eu